~~V.54,2~~

30.2525

2

Kriminalgeschichten

voller

Abentheuer und Wunder

und

doch streng der Wahrheit getreu.

Nachlaß

von

K. H. Spieß.

Zweyter Theil.

Hamburg und Leipzig.

1803.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Jeronimo Zencoprasti.

In jedem Verhältnisse und Stande, unter jeder moralischen Polhöhe gedeihen gute, große und weise Menschen, so wie jede phisische adäquate Naturprodukte hervorbringt, und ein wirklich großer Mann, überall selbstständig, und unabhängig selbst von der Gottheit, ist unter allen Verhältnissen frey und groß. Die äussern Verhältnisse geben dem Menschen seine Bestimmung und Richtung, sie können erwirken, daß er groß scheine; aber den Kern selbst ergreifen sie nicht, sie können nicht wirkliche Größe ihm geben, und wem es die Natur nicht bey der Wiege sang, der wird — selbstständig und abgezogen von denen auf ihn einwirkenden Umständen betrachtet — selten mehr als ein Alltagsmensch werden. — Wahre, innre Größe wird sogar nirgends sichtbarer, erscheint nirgends in schönerem, hellerem, ergreifenderem Lichte, als wenn die äußern Umstände derselben entge-

gen sind. „Es ist ein Schauspiel für Götter, sagt Seneka, einen Helden mit dem Schicksale im Kampfe zu sehen;"*) und wahrlich es giebt kein erhabeneres Schauspiel, als dieses. So wird ein Moreau größer auf dem Rückzüge, als durch seine Siege, so werden Koszlusko und Lafayette der Gegenstand der Bewunderung durch ihre Haltung im Unglücke, und so stirbt Hannibal, verbrannt und ausgestoßen von seinen Zeitgenossen, größer einen freywilligen Tod, als seine verworfenen siegenden Feinde.

Der Mann, dessen in jedem Betrachte merkwürdige Biographie hier den Lesern dargelegt wird, gehört in die Klasse jener Menschen, deren innre Größe und Kraft entschieden ist, so wie oft ein Jahrhundert nur wenige hervorbringt. Sein ganzes Leben hindurch lag er im Kampfe mit dem Schicksale, das nie aufhörte, ihn mit der äußersten Härte zu verfolgen; nie unterlag er demselben, oft besiegte er es; von der Wiege an von demselben verfolgt, war es meist zweifelhaft, ob das Schicksal mit ihm oder er mit dem Schicksale spiele. Oft schien ihm dasselbe zu lachen, es zeigte ihm eine Aussicht von Größe und Glück, die sich, so wie er sich denselben zu nähern glaubte, immer weiter entfernte, und endlich ganz verschwand; und grade hieraus entkeimte ihm statt des erwarteten

*) En spectaculum deo dignum, vix fortis cum mals fortuna compositus! Seneca.

Glücks ein größeres Uebel, indem so der Wurm das Bewußtseyn in ihn gelegt ward, daß er nie glücklich werden solle, eine Ueberzeugung, die ihn um so viel reizbarer machte, die Schläge seines Mißgeschicks zu fühlen, wenn er dagegen zu verhärten glaubte. „Tausend andre Karaktere wären durch diese unausgesetzten Schläge des Schicksals schlecht geworden, und dem Unglücke unterlegen, dessen ewiger Reiz immer scharfe und böse Karaktere erzeugt, gute verdirbt; aber unser Held ward nie ganz schlecht; er konnte wohl vom Schicksale gedrückt, nie ganz unterdrückt werden, und erhielt sich bey allen den ewigen Agitazionen, aus denen sein Leben zusammengesetzt war, der Reizbarkeit seines Temperaments ohngeachtet, in einer steten Gleichheit, die wir um so mehr bewundern müssen, weil sie so sehr erschüttert ward. Verschwenderisch ausgestattet von der Natur mit allen ihren besten und edelsten Gaben, wäre er unter andern Umständen vielleicht ein Held geworden von unerreichbarer Größe; unter denen, die ihn zusammendrückten, ward er nichts als ein gemeiner Räuber; die Natur schien ihn zu einem Zäsar bestimmt zu haben, — das Schicksal warf ihn in die Klasse verabscheuungswürdiger Banditen herab. — Mit seinem großen fühlenden Herzen, in welchem Raum für eine ganze Welt sich fand, und mit den seltensten Talenten, zum Erschaffen, nicht zum Zerstören gebildet, schien er bestimmt zu seyn, das Glück der Menschen zu erschaffen; aber das Schick-

sal griff in die Maschine, und er ward mit dem sanften wohlwollenden Herzen ein Mörder und Räuber, zwar ein großer Mensch, selbst in dem zerstörenden Gewerbe, das er trieb, noch in seiner Art wohlthätig, aber doch nur — ein Mörder und Räuber.

Wir haben eine Menge Geschichten von edlen Räubern, und bey der Ueberschwemmung hieran, welche die Romanenschreiber über das Publikum hergegossen haben, ist die Rubrik von edlen Räubern verbraucht und ekelhaft, und es ist gewagt, mit einer neuen Schilderung in diesem Style aufzutreten. Wir müssen daher erinnern, daß diese Geschichte nach einer in Rom allgemeinen Tradizion wahr sey, daß der Held derselben seinen Wirkungskreis in der Hälfte des 17ten Jahrhunderts gehabt haben soll, und daß wir nicht beabsichten, das Ideal eines im Gräßlichen edlen Menschen aufzustellen; daß wir unsern Helden nicht einmal als edel bezeichnen, sondern so wie er war, nicht gut und nicht schlecht, mit großen Anlagen und einem guten Herzen, aber durch das Geschick verworfen und gezwungen, eine verabscheuungswürdige Laufbahn zu gehen. Keine Uebertreibung und Putz wird hier statt finden, wir geben die Geschichte so, wie sie in Rom sich durch die Tradizion erhalten hat, dort noch oft erzählt wird, und so zu uns gekommen ist. Was hier noch Schmuck nnd Zusatz ist, gehört der Tradizion und Volkssage, wel-

che freylich nur gar zu gerne ihr Ideal mit Zusätzen und Phantasien aufschmücken und entstellen.

Der Kardinal Feronese war jung, reich und liebenswürdig. Das Haus Feronese war eines der mächtigsten, reichsten und angesehensten in Italien; fünf Päbste hatte es bereits aus seiner Mitte aufzuzählen, seit ein paar Jahrhunderten war immer einer, oft mehrere Glieder desselben dem heiligen Kollegium einverleibt, und eben so lange begleiteten die Feroneses die ersten Stellen der Kirche und des Staats. Auch der jetzige Pabst war wieder ein Bruder von dem Vater des Kardinals, und dieser daher schon ehe er lallen konnte, zum Kardinale bestimmt. Nie waren die Feroneses reicher und mächtiger gewesen, als jetzt, und daher die Erwartung, daß der Kardinal einst Pabst werde, nicht übertrieben, welche, als er kaum geboren war, schon die Familie von demselben hatte, und als der Knabe heranwuchs und eine Menge liebenswürdiger Eigenschaften entwickelte, immer verstärkend nährte. Hierauf arbeiteten alle Glieder der Familie, und niemand mehr, als der regierende Pabst mit allen Kräften los, da dieser seinen Neffen mit äußerster Zärtlichkeit liebte, sich mit dem Gedanken schmeichelte, seinen Nachfolger sich selbst zu geben, und die höchste Würde der

Kirche auf seine Familie gleichsam zu vererben hofte.

So sehr sich auch der Knabe, als er die Jahre erhielt, in denen er sich selbst zu bestimmen im Stande ward, gegen diese ihm gegebene Bestimmung sträubte, und so wenig er hierzu Beruf zu haben glaubte, so mußte er gleichwohl endlich nachgeben, da nichts im Stande war, den Eigensinn der Familie und seiner Eltern zu brechen, und da sein Bruder, der ihm durchaus unähnlich, und obgleich eben so dumm, als häßlich und boshaft, doch der Liebling der Eltern war, den Erwartungen, die man in ihn setzte, und den Planen, welche man mit ihm vor hatte, nicht entsprechen konnte, und man diesem daher die Sorge für die Fortpflanzung der Familie übertragen, und die Schätze derselben ausschließend sichern wollte, so mußte er endlich nach langem fruchtlosem Widerstande dem Drange nachgeben, und er war gleichsam gezwungen, Kardinal zu werden.

Eine der vorzüglichsten Ursachen, warum derselbe so wenig Beruf zu der ihm bezeichneten Bestimmung in sich fühlte, und warum er mit so vielem Widerstande hiergegen kämpfte, war die Liebe. — Der Marchese Sami war mit dem Prinzen Feronese, des Kardinals Vater, nahe verwandt; von Kindheit auf mit einander erzogen, waren beyde die innigsten, unzertrennlichsten Freunde geworden. Diese Freundschaft der Eltern theilte sich auch auf ih-

re Kinder mit, und auch diese wuchsen, indem man sie fast nie trennte, und ihnen eine gemeinschaftliche Erziehung gab, in gleicher Vertraulichkeit mit einander auf. So hatte sich von den ersten Jahren an die innigste Anhänglichkeit zwischen dem Kardinal und der schönen Josephine, des Marchese Sami einziger Tochter, gebildet, die nie durch einen Nebenumstand geschwächt, immer sich verstärkte und zu einem hohen Grade von Heftigkeit gedieh, als beyde sich den Jahren näherten, in denen das Herz der Jünglinge und Mädchen seine eigentliche Rechte zu behaupten anfängt.

Josephine Sami war eines der reizendsten Mädchen ihrer Zeit. Da sie fast ganz unter Jünglingen herangewachsen war, so hatte ihr Karakter die Energie der Mannheit, ohne daß jedoch jener Zug der sanften Weiblichkeit verwischt gewesen wäre, der das andere Geschlecht so unwiderstehlich und hinreißend macht. Ihr Verstand war eben so ausgebildet, als ihr Herz vortreflich war. Bey diesen Vorzügen war sie der Abgott von Rom, das Muster, welches eitle Weiber und Mädchen kopirten, während sie selbst, dieser Vorzüge unbewußt, still und anspruchslos allen Glanz verschmähte, und den Triumph nicht zu bemerken schien, den ihre Vorzüge ihr überall bereiteten.

Dies Mädchen liebte der Kardinal, und ward mit gleicher Liebe von ihr wieder geliebt. Der

Stand, zu welchem Josephinens Geliebter gezwungen worden, hinderte zwar die Liebenden, ganz glücklich zu werden, aber er hinderte dieselben nicht, sich zu lieben. Josephine war stärker, als die Konvenzion, sie setzte sich über die Vorurtheile und Fehler derselben hinweg, der geistliche Stand ihres Geliebten war keine Scheidung ihrer Liebe, denn der Kardinal hatte noch nicht aufgehört, liebenswürdig zu seyn, und er war dem Mädchen durch den Widerstand, den er aus Liebe zu ihm gegen seine Eltern geleistet hatte, und der ihr ein so deutlicher Beweis war, mit welcher Wärme sie geliebt ward, nur noch theurer geworden.

Des Kardinals Eltern so wie jene Josephinens mißbilligten eine Verbindung, aus der nie gute, wohl aber unendlich viele nachtheilige Folgen entstehen konnten, und sie erwirkten wenigstens eine Art von Zurückgezogenheit unter beyden; aber nichts in der Welt konnte die Liebe derselben unterbrechen, die sie überall und bey allen Gelegenheiten bekannten, nichts in der Welt Josephinen bewegen, ihre Hand einem der vielen Freyer zu reichen, welche sich um dieselbe bewarben. Als nach einigen Jahren diese Eltern starben, überließen sich die Liebenden ganz ihrer Leidenschaft, und es fiel ihnen gar nicht ein, vor dem Publikum eine Verbindung zu verbergen, bey welcher sie selbst so wenig arges fanden. Eben diese Arglosigkeit machte sie zu sicher; in einer

schwülen Stunde fiel Josephinens Tugend — sie ward schwanger.

Es mußte, da nun auch der Kardinal und Josephine selbst dem Plane folgten, der ersterem die dreyfache Krone verschaffen sollte, beyden alles daran gelegen seyn, daß diese Schwangerschaft nicht bekannt wurde, und gleichwohl ward sie es. Da aber Josephine alle Kunst aufbot, um dieselbe zu verläugnen, da sie oft und ohne Zurückhaltung öffentlich erschien, wie zuvor, und durch künstliche Mittel alle sichtbaren Merkmale der Schwangerschaft zu verbergen und den Augen der Forscher zn entziehen wußte, so blieb die Sache — wenigstens größtentheils — im Dunkeln.

Nie hatte sich Josephine mehr öffentlich gezeigt, als gegen das Ende ihrer Schwangerschaft, und sie versäumte jetzt kein öffentliches Vergnügen, an denen sie sonst nur selten Antheil genommen hatte. Auf einem Balle, den ihr Oheim, der Ducca Ricci, dem römischen Adel bey Gelegenheit des Geburtsfestes des Pabstes gab, fühlte sie die Schmerzen der herannahenden Geburt; ohne daß man es gewahr ward, eilte sie in den hintern Theil des Pallastes, wo eine verschwiegene Hebamme, welche ihre mit ihrem Zustande vertraute Tante Ricci ihr verschaffte, das Kind der Liebe glücklich empfing. Josephine bot alle ihre Kräfte auf, setzte Gesundheit und Leben auf das Spiel, und ging zur Gesellschaft zurück;

der Knabe, den sie geboren, und welchen die Hebamme durch einen der geheimen Ausgänge des Pallastes mit sich fortnahm, ward Jeronimo genannt.

Niemand war über diesen glücklichen Ausgang mehr entzückt, als der Pabst; von dieser Stunde an waren ihm Josephine, die er bisher als das Hinderniß des Glück seines Neffen angesehen, und daher nicht sehr geliebt hatte, und der Sprößling ihrer Liebe, dem er aus gleichen Grüuden bisher eben auch den päbstlichen Segen nicht ertheilt hatte, über alles theuer, und von dieser Stunde an liebte er beyde mit ungemeiner Zärtlichkeit. Ihm, der die Stimmung der Kardinäle und den Geist seiner Zeit auf das genauste kannte, war äußerst viel daran gelegen, daß diese Geschichte nicht bekannt werde, sondern das tiefste Geheimniß bleibe, da er wußte, daß der größte Theil der Kardinäle, und besonders alle jene, welche in reiferen Jahren standen, so große Sünder sie auch selbst waren, oder doch gewesen waren, hieran Aergerniß nehmen, und aus diesem Grunde seiner Zeit bey der Pabstwahl seinem geliebten Neffen ihre Stimmen nicht geben würden, daß dies den Feinden und Mitwerbern desselben Gelegenheit geben werde, ihm mit dem überflüssigsten Erfolge zu schaden, und daß alles Skandal, besonders von der Art, wie dieses, auf das sorgfältigste von dem entfernt werden müsse, der einst

der Oberste einer Zunft werden wollte, deren erste Pflicht Keuschheit war.

Die zärtliche Josephine konnte indeß nicht ohne ihr Kind seyn. Sie erklärte dem Kardinale, so wie dem Pabste, daß es ihr ohnmöglich sey, ohne dasselbe zu leben. Diese, welche soviel ihr zu danken hatten, ließen sich gerne den Plan gefallen, welchen zu diesem Zwecke Josephine mit eben so viel List als Kunst entwarf und ausführte, und halfen sogar noch, denselben auszuführen, weil sie vorhersahen, daß sonst Josephine das Kind dennoch immer bey sich haben, und indem sie ihre Zärtlichkeit für dasselbe nicht verläugnen könne, den Verdacht wieder aufregen würde, der eben jetzt erst sich zu entfernen anfing.

Josephine hatte ein Mädchen bey sich, das mit ihr in gleichem Alter und mit ihr erzogen worden, und das sie mit der Zärtlichkeit einer Schwester liebte. Dies Verhältniß war allgemein bekannt, denn nie sah man Josephinen ohne ihre Freundinn Antonie. Antonie liebte mit gleicher Wärme ihre Freundinn und Wohlthäterin, und erbot sich zu einem Beweise ihrer Liebe, der, indem sie ihre Ehre und Ruf der Freundschaft zum Opfer brachte, der größte war, den sie zu geben vermochte. Antonie spielte die Rolle einer Gebährerinn und Wöchnerin, und man gab sich Mühe, es im Publikum bekannt zu machen, daß sie von einem Knaben entbunden worden sey. —

Josephine, deren Freundschaft zu Antonien allgemein bekannt war, spielte die Rolle der schwesterlichen, theilnehmenden Freundin, erklärte sich zur Beschützerinn des Kindes, au welchem sie Mutterstelle vertreten wolle, nnd schien ihre Liebe zu Antonien auf dies kleine holde Geschöpf übergetragen zu haben. Der Knabe erhielt den Namen seiner angeblichen Mutter, Zencoprasti, und mußte nun immer um Josephinen seyn.

So sehr hierdurch der größte Theil des Publikums getäuscht ward, so gab es doch gleichwohl auch Leute, welche das Gewebe der Kabale durchschauten, und es war den Feinden des Kardinals zuviel daran gelegen, über denselben ein gehässiges Licht zu werfen, als daß die Sache ganz unterdrückt, und allen das glaubend gemacht werden konnte, was man allgemein geglaubt wünschte. Niemand aber durchdrang ganz das künstliche Dunkel, in welches Josephine die Sache gehüllt hatte, und diese war zu allgemein geliebt und bewundert, als daß nicht die Pfeile der Verläumdung und bösen Sage größtentheils an ihr hätten abgleiten müssen. — Manche hielten das Kind sogar für den Sohn des Pabstes mit Antonie Zencoprasti erzeugt, da die Zärtlichkeit, welche dieser gegen dasselbe äusserte, jener Josephinens um nichts nachstand, und derselbe täglich neue Beweise hiervon gab. Mit gleicher Zärtlichkeit hing der Kardinal an dem Kinde seiner Liebe, und er

sowohl, als der Pabst suchten dasselbe mit verschwenderischer Freygebigkeit durch Glücksgüter für den Makel seiner Geburt zu entschädigen, welcher damals noch sehr ernsthafte, nachtheilige Folgen für das unschuldige Geschöpf hatte, das seine Existenz der außerehlichen Zärtlichkeit von ein paar Liebenden zu verdanken hatte. Der Knabe ward mit Schätzen und Gütern überhäuft, deren er eine Menge von dem Pabste zu Lehnen erhielt, und bekam zugleich von diesem ein ganzes Register von jenen Stellen, deren es an jedem Hofe so viele, kaum aber an irgend einem mehr, als am Römischen gibt, und welche, ohne daß dafür irgend etwas gearbeitet zu werden, braucht, dem damit Bedienstigten ungeheure Einkünfte abwerfen. Der Kardinal trennte sich fast gar nicht mehr von dem Kinde und seiner geliebten Josephine, welche nun, da sie durch den ersten Fehltritt, den schönsten Schmuck der Weiblichkeit, und die festeste Waffe der weiblichen Tugend, — die Schamhaftigkeit — verloren, und dagegen die Süßigkeiten sinnlichen Genusses geschmeckt hatte, ohne Zurückhaltung sich der Liebe des Kardinals überließ. So lebten beyde zusammen in einer Art von wilder Ehe zum großen Aerger aller Beaten und Frömmlinge, zur noch größern Freude der Feinde des Kardinals und seiner Mitwerber um die päbstliche Krone, und zum größten Verdrusse des alten Pabstes, der diesen Stein des Anstoßes

mit aller Mühe nicht auf die Seite schaffen konnte, indem alle seine Bemühungen sich an der Leidenschaft seines Neffens und Josephinens brachen, so sehr er auch mehr als je wünschte, daß der erstre alles beseitigen möchte, was ihm an seinem Plane hinderlich seyn könnte, der jetzt immer näher rückte, da der Pabst immer mehr die Folgen seines Alters spürte, seine Kräfte schwinden und sein Ende herannahen fühlte. — Noch zwey Kinder waren die Folgen dieser Verbindung, deren Geburt eben so künstlich verheimlicht ward, und welche beyde sehr früh starben.

Dieser kleinen Immoralität ohngeachtet, war der Kardinal allgemein geachtet und geliebt. Er besaß eine Menge guter Eigenschaften, welche in die Augen fielen, und ihm aller Herzen erwarben. Schon sein Aeußres hatte sehr viel Anziehendes, und trug, so wie die Gefälligkeit seiner Manieren, und die bis auf das äußerste getriebene Popularität, welche er sich eigen gemacht hatte, und die gegen den rauhen Stolz der übrigen Kardinäle so sehr zu seinem Vortheile abstach, sehr viel dazu bey, ihm eine fast allgemeine Zuneigung zu verschaffen, welche er durch seine Freygebigkeit immer mehr befestigte. Die Stimme des Volkes, dessen Liebling er war, schien ihn zum Throne Peters zu rufen, und eben so waren wenigstens drey Viertheile des heiligen Kollegiums theils durch seine Talente und guten Eigenschaften, theils durch seine Freygebigkeit, und die noch grö-

ßeren Erwartungen von derselben bestochen. Nur einen ganz kleinen Anhang hatte bis jetzt sein Todfeind und eifriger Mitwerber um die dreyfache Krone, der Kardinal Contamino.

Dieser, gleichfalls aus einer der ersten Familien Roms herstammend, nicht minder reich und mächtig, als Feronese, war ein verjährter Feind dieser Familie, die nur zu oft schon mit der seinigen in Kollision gekommen, und dieser im Wege gestanden war, welches er derselben nie vergessen konnte, und so mannigfaltig auch die Versuche waren, welche der jetzt regierende Pabst gemacht hatte, diesen mächtigen Prälaten mit sich und seiner Familie zu versöhnen, so war doch dies bisher immer mißlungen, alle die Gnaden, womit der Pabst denselben überschüttete, konnten höchstens auf Wochen desselben Bosheit schwächen, aber er fuhr fort, die Feronese's mit dem erbittersten Hasse zu behandeln. Schon bey der Wahl des jetzigen Pabstes war er ein nicht unbedeutender Mitwerber desselben gewesen, er konnte es ihm nicht vergessen, daß er ihn besiegt hatte, und war so wenig seines Hasses und der Rache, welche ihn verzehrte, Meister gewesen, daß er bey jener Wahl, als er sich durch denselben zurückgesetzt sah, nicht nur der einzige aus dem ganzen Kardinals-Kollegio war, welcher demselben seine Stimme nicht gab, sondern sogar so weit ging, daß er denselben so wie die übrigen Kardinäle der Simonie öffent-

lich beschuldigte, dem erwählten die abscheulichsten Laster vorwarf und laut gegen dessen Wahl protestirte.

Er war ein absoluter Hyppokrit, der es in der Heucheley zu einer seltnen Fertigkeit gebracht hatte, die Menschen und Verhältnisse kannte, und beyde mit außerordentlichem Scharfsinn zu benutzen verstand. Mit der äußersten Leichtigkeit fand er da Schwächen auf, wo er sie suchte, und niemand verstand es besser sie zu benutzen, als er. Sonst war er seinen Leidenschaften unterlegen, und die Natur schien die Schärfe seines Karakters und die Gefährlichkeit desselben damit mäßigen zu wollen, daß sie eine ungestüme Hitze in seinen Karakter legte, die er nicht verläugnen konnte, und die sich gleich in einer fürchterlichen Aufwallung zeigte; aber Erfahrung und reiferes Alter hatten dieselbe zwar nicht gekühlt, aber diese rauhe Seite seines Karakters geschliffen, und er hatte es gelernt, die Wut der Leidenschaft, die ihn durchglühte, in die Larve der Gefälligkeit zu kleiden; langes Studium und Kunst hatten ihn dem minder hellsehenden liebenswürdig, dem hellersehenden undurchdringlich gemacht, und es blieb ein Problem, ob er sich gebessert oder verschlimmert habe, welches zu lösen, auch der schärfste Blick nicht vermochte. Er selbst war sich einzig Zweck, und verschmähte kein Mittel, das ihm einen Erfolg versprach. Selbst ohne alle Moral war er der strengste Sittenrichter anderer,

aber er schien mehr Nachsicht für ihre Schwäche, als Galle über ihre Verbrechen zu haben, und man fand ihn nie liebenswürdiger, als wenn man von ihm eine Zurechtweisung erhalten hatte.

Dieser gefährliche Mensch sties überall mit Feronese zusammen. Reich, verschmitzt und ehrsüchtig siegte er sehr oft über denselben. Arglos und ohne Falsch, wie er war, gönnte dieser ihm gern seine Siege, Contamino'n aber galt es schon für ein Verbrechen, daß dieser es wagte, sich mit ihm in Kollision zu setzen. Selbst in der Liebe zu Josephinen stieß er mit demselben zusammen, um welche Contamino sich mit einem Eifer bewarb, der es zweifelhaft machte, ob er mit mehr Eifer um die Krone des heiligen Peters oder um die Liebe dieses schönen Mädchens buhle. Und hier war es, wo derselbe durch einen Auftritt auf das empfindlichste gekränkt, und auf das äußerste gebracht ward, den wir, weil er den entschiedensten Einfluß auf das ganze zukünftige Schicksal Josephinens und unseres Helden hatte, unsern Lesern ausführlich mittheilen wollen.

Schon seit einiger Zeit hatte Contamino, welcher es zuvor darauf angelegt zu haben schien, den Pabst und noch mehr dessen Familie zu beleidigen, und alle Gelegenheit auf suchte sich mit demselben zu necken, diese seine angewöhnte Methode geän-

dert; er schloß sich an den Pabst und die Familie Feronese an, und suchte jetzt eben so sorgfältig Gelegenheit auf, diesen gefällig zu seyn, als er sie zuvor gesucht hatte, denselben zu schaden und ihnen Verdruß zu machen. Der Pabst, der seine Leute kannte, durchschaute Contamino'n, und sah ein, daß dieses nur Verstellung war, welche den Zweck hatte, die Feronese's irre zu leiten, und die Gegenwirkung dieser mächtigen Familie, welche den Planen Contamino's so sehr schädlich werden konnte, zu brechen. Er behandelte daher denselben nach Erforderniß, das heißt, er setzte List der List entgegen, und ließ denselben keinen Augenblick aus den Augen, während er ihn mit Gnade und Freundschaft überhäufte, und die Mine annahm, als setze er nicht das mindeste Mißtrauen in denselben. Die übrigen waren eben so, wie der Pabst überzeugt, daß nur das angeführte Motiv die scheinbare Veränderung in Contamino's Handlungsweise erzeugt habe, und der Kardinal Feronese kannte noch einen Grund, der einen großen Antheil an dieser Veränderung zu geben schien. Es war eine rasende Leidenschaft, welche Contamino zu Josephinen gefaßt hatte. Dieser graue Sünder war in Josephinen mit einem Feuer verliebt, welches selbst einen erst angehenden Jüngling lächerlich gemacht haben würde. All das Feuer seiner Jugend schien wieder erwacht zu seyn, und er, dieser große Künstler in der Verstellung, war so wenig Meister über sich selbst, daß sein Benehmen

ersten Blickes jedem Beobachter diese seine Schwäche zeigte, welche um desto auffallender ward, da er seine übrigen Liebschaften sonst eben so sorgfältig als künstlich zu verbergen gewußt hatte, so, daß bisher nur wenige gewußt hatten, daß dieser Mann, das Muster und der Abgott aller Beaten und Frömmler, einer Leidenschaft unterläge, welche das Aerger aller Frömmler ist, und der er im Stillen der tiefsten Verborgenheit wirklich eine Menge Opfer brachte, so daß man sagen konnte, daß er hierinn mehr ausschweife, als alle andre, welche in diesem Punkte auch noch so sehr verschrieen waren.

Die Politik gebot dem Kardinal Feronese, es mit Contamino nicht nur nicht zu verderben, sondern denselben vielmehr mit eben der Feinheit zu behandeln, mit welcher derselbe sich gegen ihn betrug; aus diesem Grunde bat er Josephinen, welche den entschiedensten Abscheu gegen Contamino hatte, diesen mit Gefälligkeit zu behandeln, und diese, welche die Nothwendigkeit hiervon einsah, entsprach dem Wunsche ihres Geliebten, wie sie ohnehin überall zu thun gewohnt war.

Dies gefällige Betragen Josephinens legte Contamino mit der ihm eignen Eigenliebe zu seinem Vortheile aus; er war eitel genug zu glauben, Josephine erwiedre seine Liebe, welche täglich mehr anwuchs, und werde ohne Mühe seine Wünsche

begünstigen. Er ward daher täglich kühner und zudringlicher, überhäufte dieselbe mit seinen Besuchen, und schien sich gar nicht mehr von ihr trennen zu wollen. Das feine Betragen Josephinens, und die Gefälligkeit, mit der sie dessen Zudringlichkeit übersah, schienen ihm neue Beweise zu seyn, daß er der Erfüllung seiner Wünsche täglich näher rücke. Schon hatte er es gewagt, Josephinen auf eine verdeckte Weise seine Leidenschaft zu entdecken, und da die unermüdliche Geduld dieses reizenden Mädchens hierdurch nicht erschöpft worden war, so fing sein Betragen nach gerade an, an Verwegenheit zu gränzen.

Einst als er bey Josephinen allein und niemand zugegen war, als der Knabe Jeronimo, der in einer Ecke mit einem Hunde spielte, verlor Contamino, weil eben Josephine ihm eine Höflichkeit gesagt hatte, die ihn ganz in Feuer und Flammen setzte, und aus der er alles hoffen zu dürfen sich berechtigt hielt, das Gleichgewicht so sehr, daß er derselben seine Leidenschaft und Wünsche ohne Hehl eröfnete, und als Josephine noch immer die Indignation, von der sie durchdrungen war, zurückhielt, nud durch bescheidne Wendungen und Zurückweisungen denselben in die Gränzen der Bescheidenheit zurückzuführen trachtete, vergaß er sich so ganz, daß er Josephinen in seine Arme schloß, und sie mit Küssen überdeckte. — Das war mehr, als Josephine ertragen konnte. — Von Abscheu und Ekel zur Wut gebracht, entwand

sie sich den Armen des bejahrten Fauns und stieß denselben zurück, indem sie, als derselbe hierdurch noch mehr gereizt, und diese Bemühungen blos für Pruderie haltend, von seinem einmal angefangenen Werke nicht mehr lassen wollte, gegen denselben kämpfte. Der siebenjährige Jeronimo, der bisher weder von einem noch dem andern bemerkt worden war, und ruhig fortgespielt hatte, sprang, den Hund, mit welchem er sich beschäftigt hatte, auf dem Arme haltend, herbey, und hielt, als er sah, daß der Kardinal Josephinen küssen wollte, und diese sich dagegen sträubte, den Schwanz seines Spielkameraden diesem mit dem grobnaiven Ausdrucke dar, daß er hier küssen solle.

Diese Bemerkung eines ohnehin ihm äußerst verhaßten Geschöpfs, der Reiz beleidigter Liebe, und der Gedanke, lächerlich geworden zu seyn, brachten den Kardinal auf das äußerste, und er ging mit dem Ausdrucke weg, daß er sich rächen und diese Beleidigung Josephinen und dem kleinen Bastart, wie er Jeronimo'n nannte, nie vergessen werde. — Wir werden sehen, daß derselbe sein Wort in seiner ganzen Fülle gehalten hat.

Zwar änderte Contamino nichts in seinem Betragen gegen den Pabst und die Feronese's, nur Josephinen schien er zu vermeiden; lange aber war gleichwohl überall in seinen Zügen und Benehmen auffallend sichtlich, daß er sich auf das äußerste

beleidiget fühlte. Aber auch dies verlor sich nach und nach, und die Begebenheit ward vergessen.

Indessen ward der alte Pabst sichtbarlich immer kränker und elender. Daß er Gift erhalten habe, darinn stimmten alle Meynungen der Aerzte überein, wie und wann er dasselbe erhalten, blieb räthselhaft, und ward erst lange nachher entdeckt. Es hatte nämlich bey einer feyerlichen Gelegenheit der Pabst sich öffentlich vor dem Volke das Nachtmahl reichen lassen; Contamino'n war die Ehre ertheilt worden, ihm dasselbe zu reichen, und er hatte die Hostie, welche er demselben reichte, mit aqua toffana backen, und auf diese Art vergiften lassen. Der Giftmischer, dessen sich Contamino hierzu bedient hatte, bekannte bey seinem Tode, von den Bissen des Gewissens gefoltert, dies Bubenstück, als Contamino bereits gleichfalls seine Laufbahn geschlossen hatte.

Dies schröckliche Gift war damals noch weniger bekannt, als dermal, so wenig wir auch noch jetzt von demselben mehr wissen, als daß es existirt, da — gewiß kann man bey der tiefen Verworfenheit der Moralität sagen, — glücklicherweise die Ingredienzen unbekannt sind, aus denen es bereitet wird. Man hat sich von dessen Bereitung bisher eine Menge Mährchen erzählt, indem man glaubte, es werde aus dem Geifer eines an den Sehnen aufgehangenen, bis zur Wut durch Martern gereizten, Menschen bereitet, bis durch die Erfahrungen berühmter Scheidekünstler, und

besonders einen vor einigen Jahren zu Erfurt angestellten Versuch gefunden worden, daß die Substanzen, aus denen dasselbe besteht, nach allen Anzeigen aus dem Mineralreiche hergenommen seyn mögen, und daß Arsenik das wahrscheinlichste Hauptingredienz desselben seyn dürfte. Die Erfinderinn Toffana, ein altes Weib in Neapel, welche demselben ihren Namen gab, machte an einer Menge Menschen Versuche mit diesem Erzeugnisse der Hölle, das sie unter dem Namen Lebensbalsam verkaufte. Manche behaupten, daß dies Weib, welches endlich in Neapel den Lohn seiner Schändlichkeit empfing, nicht Selbsterfinderinn dieses Giftes sey, sondern blos dasselbe wieder aufgefunden habe, daß bereits die Römer in der Epoche ihrer Verworfenheit die Kenntniß der Bereitung desselben besessen, und die in der Geschichte der Giftmischungskunde so sehr berühmte Lokusta, welche zu Zeiten Nero's lebte, und deren sich Agrippina und Nero öfters bedienten, ein ähnliches Gift zu bereiten verstanden hätte. — Uebrigens ist dasselbe um so gefährlicher, da es ohne Geruch und Geschmack, von der Farbe des Wassers, nicht gleich, sondern erst nach einem gewissen Zwischenraume von Zeit, welchen die Giftkundigen selbst bestimmen, verlängern und verkürzen können, wirkt, und da die Arzneykunde noch kein Mittel gefunden hat, desselben gefährliche Wirkungen zu hemmen, welche darinn bestehen, daß der Pazient unter Lähmungen nach und nach

verdürrt nnd gleich nach dessen Tode die Glieder an den Bändern und Gelenken abzufallen pflegen. Jetzt wird es in Rom und Neapel fast öffentlich verkauft, und in kleinen geschliffenen mit Strohmatten überlegten Gläsern, zu welchen zugleich ein Zeugniß der Aechtheit beygefügt zu werden pflegt, um geringe Preise, die oft kaum einen bis anderthalb Louisd'ors auf die Porzion betragen, sogar in das Ausland verschickt.

Die Aerzte kamen darinn überein, daß der Pabst dies gefährliche Gift erhalten habe, und daß solches bereits seine zerstörenden Wirkungen bey demselben zu äußern anfinge, aber über die Heilungsart selbst waren dieselben höchst verlegen. Fruchtlos erschöpfte sich ihre Kunst; zwar erwirkten die schweißtreibenden Mittel, welche, nachdem alle sonstigen Versuche mißlungen waren, dem Pazienten gereicht wurden, — eine Methode, die bey einem der folgenden Päbste, dem braven Ganganelli, gleichfalls wieder unter ähnlichen Umständen, aber ebenmäßig ohne Erfolg angewendet ward — eine Verlängerung des Lebens aber auch zugleich der Leiden des Vergifteten; Heilung war unmöglich, der Pabst starb.

Der ganze Kirchenstaat, und selbst der bey weitem größte Theil des heiligen Kollegiums wünschten, daß der Kardinal Feronese der Nachfolger seines Onkles werde; nur ein geringer Theil des letztern war von Contamino gewonnen oder

erkauft worden. Dieser, welcher Feronese's Ueberlegenheit sehr bald inne ward, diesen als den einzigen Mitwerber ansah, der gegen ihn Stand halten könne, und dessen Leidenschaft gegen diesen Todfeind hierdurch zur äußersten Erbitterung und Bosheit stieg, machte den Versuch, sich dieses Rivalen auf eben die Art zu entledigen, wie er die Erledigung des päbstlichen Stuhls erwirkt hatte; aber dieser, welcher gewarnt worden, war auf seiner Hut, und ließ es Contamino'n durch den bittersten Spott fühlen, daß er es wisse, daß er dessen Planen ausgewichen sey, wodurch dann natürlicher Weise die Wut dieses Bösewichts neuen Schwung erhielt.

Jetzt galt die Entscheidung über eine Krone, welche damals noch die schönste in der Welt genannt werden konnte. Contamino war in der Intrigue Feronesen weit überlegen, und darum gab er der ihm so sehr ungünstig scheinenden Umstände ohngeachtet die Hofnung noch lange nicht auf, sondern arbeitete mit verdoppelter Anstrengung, seinen Plan zu realisiren. Er verschwendete Geld, Weiber und Versprechungen; die Jesuiten, deren Macht damals grade auf der höchsten Stufe stand, und welche Feronese einst unvorsichtiger Weise beleidiget hatte, unterstützten ihn mit ihrer ganzen Macht, und verwendeten ihren ganzen Einfluß, um ihren Feind Feronese zu stürzen; im Beichtstuhle ward seine Liebe zu Josephinen als das schändlichste aller Skandale dargestellt, und sein

Wandel in das nachtheiligste Licht gesetzt. Man reizte die Kardinäle durch Spott, daß sie die Pabstwürde in dem Hause Feronese erblich machen wollten, oder stellte den schwächern vor, welchen Nachtheil hieraus die Kirche nehmen werde; kurz, die Intrigue war lebhafter, thätiger, wirksamer, als sie je bey der Wahl des Oberhaupts der Kirche gewesen war, und Contamino's Sache stand schon merklich besser, als die Kardinäle sich, um der Kirche ein Oberhaupt zu wählen, in das Konklave einschlossen.

Auch hier noch hatte Contamino's Intrigue neuen und großen Spielraum, und es ist unmöglich, alle die ungeheuren Kabalen zu schildern, welche derselbe hier noch geltend machte. Unter allen war die fruchtbarste, daß er eine Menge verkleideter Mädchen in dasselbe zu bringen gewußt hatte, welche vorzüglich ihm den Sieg über seine Mitwerber verschaften, — Kurz, am Tage der Wahl erhielt zum allgemeinen Erstaunen Contamino die meisten Stimmen, und ward Pabst; Feronese erschöpfte sich in fruchtlosen Verwünschungen.

Von diesem Augenblicke an war der Sturz der Feronese's und vorzüglich das Unglück Josephinens und des armen, jetzt erst neunjährigen, in jedem Betrachte unschuldigen Jeronimo's entschieden. Der neue Pabst, der nun, da er zu seinem Zwecke gelangt war, keine Ursache mehr

hatte, seine wahren Gesinnungen gegen diese von ihm so sehr gehaßte Familie zu bemänteln, äußerte seinen Haß gleich nach seiner Thronbesteigung mit gränzenloser, unersättlicher Bosheit auf eine Art, welche auch seine eifrigsten Anhänger nicht billigten. Das Andenken des vorigen Pabsts ward auf eine in der Geschichte der Päbste unerhörte Art beleidigt und beschimpft, demselben die gröbsten und niedrigsten Verbrechen angedichtet, alle seine Anordnungen umgestoßen, alle seine Handlungen zernichtet, und es schien, als wolle derselbe dessen Andenken, nachdem er solches zuvor auf das äußerste entehrt hatte, gänzlich verwischen. Die Lieblinge des vorigen Pabsts waren der vorzüglichste Gegenstand der Rache des jetzigen, und unter diesen besonders die Familie desselben, vor allen andern aber Josephine und Jeronimo. Als diese bald darauf noch ihren einzigen Schutz, den Kardinal verloren, der entweder an den Folgen der erlittenen Kränkung, oder noch wahrscheinlicher an Gift starb, da fiel vollends die ganze Rache Contamino's, der nun gegen die jetzt ganz Hülflose ohne allen Rückhalt handeln konnte, auf diese Unglückliche.

Er hatte damit angefangen, daß er noch zu Lebzeiten des Kardinals Jeronimo'n aller der Schenkungen beraubte, welche dieser von dem vorigen Pabste erhalten hatte, indem er mit Beystimmung der Kardinäle, welche bekanntlich sich dem Willen des heiligen Vaters jederzeit gefällig

erzeigen, unter dem Vorwande, daß sein Vorgänger die der Kirche zugehörigen Güter zum Nachtheile dieser nicht verschenken können, dieselbe zur Kirche zurückzog. Als jetzt der Kardinal gestorben war, öfnete sich ihm ein neues Feld, Josephinen und dem armen Jeronimo die Rache fühlen zu lassen, welche er denselben geschworen hatte. Zum allgemeinen Verdrusse des ganzen Adels und selbst der meisten Kardinäle ließ er öffentlich die Geschichte der Geburt Jeronimo's untersuchen. — Josephinens Freundinn, eben jene Antonie, welche, wie wir oben gesehen haben, bey dieser Geschichte eine so sehr thätige Rolle gespielt hatte, und welche bisher immer für Jeronimo's Mutter gehalten worden, war niederträchtig und undankbar genug, für ein paar Zechinen ihre Freundinn und Wohlthäterinn, welcher sie alles schuldig war, zu verrathen, sie entdeckte die ganze Geschichte, welche durch die Hebamme, die Josephinen bey der Geburt ihres Kindes beygestanden hatte, vollkommen in das Licht gesetzt ward.

Jetzt hatte Contamino Gelegenheit, Jeronimo'n, welcher der vorzüglichste Gegenstand seines Hasses war, alle Güter und das sämmtliche Vermögen, welches der Kardinal demselben geschenkt hatte, und worüber Josephine als Vormünderinn bestellt war, hinwegzunehmen. Er ging noch weiter: mit teuflischer Freude machte er, des allgemeinen Skandals, welches hieraus entstand, ohn-

geachtet, die ganze Geschichte mit allen Umständen öffentlich bekannt, und ließ hierauf Josephinen auf Lebenszeit in ein Kloster sperren, den zehnjährigen Jeronimo aber ohne alle Barmherzigkeit und Rücksicht auf die Straße werfen, ohne sich weiter um denselben zu bekümmern.

Jeronimo hatte bisher unter den Augen seiner Eltern, deren Liebling er war, eine sehr gute aber eben so zärtliche Erziehung erhalten. Nie hatte er Mangel gefühlt, auch nicht einmal das geringste entbehrt; ein Heer von Bedienten drängte sich, wenn er einen Wunsch äußerte, diesen zu erfüllen. — Man denke sich daher die Lage eines zehnjährigen Knaben, der aus einer solchen Fülle, der er so gewohnt geworden, daß er glauben mußte, es könne gar nicht anders werden, und den Mangel und Entbehrniß kaum dem Namen nach kannte, plötzlich auf die Gasse geworfen ward, ohne irgend etwas weiters, als die Kleider, welche er an dem Leibe trug, ohne Freund und Bekannten, im eigentlichsten Verstande hülflos in ein namenloses Elend gestoßen.

Diese Grausamkeit gegen ein in jeder Hinsicht schuldloses Geschöpf kömmt eigentlich nicht ganz allein auf Rechnung des Pabstes, dessen Sündenregister groß genug ist, und keiner Vergrößerung mehr bedarf. Zwar hatte er bestimmt genug befohlen, den Knaben aus dem Pallaste, welchen

der Kardinal Feronese für denselben gekauft hatte, und den er mit Josephinen bewohnte, herauszuwerfen, daß aber dieser Befehl mit so großer Barbarey vollführt werde, und man das bedaurungswürdige Kind in einen Zustand versetze, in welchem es nach aller Wahrscheinlichkeit verhungern müßte, das hatte er nicht befohlen, und wir wollen zur Ehre der Menschheit glauben, daß er es auch nicht beabsichtet hatte. Diese Barbarey hatte des Kardinals eigner Bruder veranstaltet.

Dieses Ungeheuer an Leib und Seele war der einzige der Feronesen, welchen Contamino nicht verfolgte, weil er der einzige war, der niederträchtig genug war, demselben zu schmeicheln. Von Kindheit an hatte er seinen Bruder gehaßt, sich daher unmerklich an Contamino's angeschlossen, und war in manche Bubenstreiche desselben verwickelt. Jetzt schmeichelte er demselben mit unbeschreiblicher Niederträchtigkeit, und erwirkte dadurch, daß er von den Verfolgungen ausgenommen blieb, mit welchen Contamino die ganze Feronesische Familie überhäufte. — Jeronimo war von jeher der Gegenstand seines vorzüglichsten Hasses gewesen, da er die beträchtlichen Schätze des Kardinals, als dessen einziger rechter Bruder, allein geerbt hätte, deren er durch Jeronimo beraubt worden war. Zugleich kannte er die Gesinnungen des Pabstes gegen denselben und dessen Mutter, und wußte, daß nichts bey demselben mehr empfehlen konnte, als wenn man ihm be-

hülflich wäre, seine Rache gegen diese Gegenstände seines Hasses in ihrer ganzen Fülle befriedigen zu können. Da Josephine, nicht weniger von ihm gehaßt, als Jeronimo, wegen ihrem Umgange mit dem Kardinal allerdings strafbar war, und Jeronimo nach den Gesetzen von seinem natürlichen Vater nichts erben durfte, und also, wenn des Kardinals Schenkungen und Testament zernichtet wurden, dessen ganzes beträchtliches Vermögen auf ihn, als des Kardinals gesetzlichen Erben, zurückfiel, so ward Feronese der eifrigste Unterstützer des Pabstes in dem Plane, Jeronimo'n und Josephinen zu verderben, und half ihm so treulich bey der Untersuchung, welche, wie wir gesehen haben, über Jeronimo's Geburt und Josephinens Verhältnisse mit dem Kardinal angestellt wurden, daß man sagen kann, die Untersuchung würde ohne ihn nicht den für den Pabst erwünschten Ausgang genommen haben.

Er war es daher auch, der, als er sich in den Besitz des Vermögens setzte, welches bisher Jeronimo'n gehört hatte, die barbarischen Befehle des Pabstes mit einer Grausamkeit vollstreckte, deren dieser kaum selbst fähig gewesen wäre.

Ohne Hülfe und Aussicht blieb der unglückliche Jeronimo an einer Ecke der Straße liegen, und fühlte zum erstenmale in seinem Leben Hun-

ger; ein Gefühl, von dem er zuvor nicht einmal Begriffe gehabt hatte. Dieser lehrte ihn betteln, und er that dieses auf eine so eindringende Weise, daß die Vorübergehenden, so sehr wenig sie auch von dem Schicksale dieses jetzt allgemein gehaßten Gegenstandes gerührt waren, ihm doch wenigstens nicht ungerne gaben. Ein höchst armer Fischer that für seine Verhältnisse am meisten; er gab dem armen Knaben Nachtherberge, und reinigte ihn; mehr konnte derselbe selbst nicht thun, und Jeronimo nährte sich von den Brosamen, die man an den Thüren der Klöster ihm zuwarf, nud den Allmosen, welche er auf der Straße zusammen bettelte.

Ein Vierteljahr lang ohngefähr hatte diese Jammerperiode gedauert, als ein alter Arzt, welchen Jeronimo anbettelte, den kleinen Betteljungen interessant fand, und denselben über seine Verhältnisse befragte. Jeronimo beantwortete diese Fragen mit so viel Geist und Richtigkeit, und gefiel dadurch so sehr, daß der Arzt, der selbst keine Familie hatte, denselben aufzunehmen beschloß, und ihn mit sich in seine Wohnung nahm, wo er ihn sogleich kleiden ließ und zu verpflegen versprach.

Fiorotti, — so hieß Jeronimo's nunmehriger Verpfleger — war ein bejahrter Mann, unverheurathet, voll Kenntnisse, aber auch voll Eigensinn, und Jeronimo, der denselben als sei-

nen Wohlthäter überaus lieb gewann, und von ihm selbst dagegen wieder eben so sehr geliebt ward, hatte in jeder Hinsicht einen harten Stand, sich in dessen Launen zu fügen. Chemie war sein Lieblingsfach, und bey dem beträchtlichen Vermögen, welches er besaß, war er im Stande, sich diesem Studium ausschließend zu widmen, indem er die praktische Heilkunde als einen Nebenzweig ansah, und sich nur wenig damit abgab. Jeronimo mußte ihm bey seinen chemischen Arbeiten Hülfe leisten, und erhielt hierdurch sehr schöne Kenntnisse in der Chemie, während er sich zugleich in allen übrigen Zweigen der Szienz unter der Anleitung des Alten, und der besten Lehrer, welche ihm dieser hielt, ohne irgend einen Kostenaufwand zu scheuen, vervollkommnete. Seine natürlichen Anlagen und der Fleiß, welcher ihm eigen war, ließen ihn bewunderungswürdige Fortschritte machen, und er, dessen Geist Stärke genug hatte, die vorige bessere Lage zu vergessen, fühlte sich unter diesen Verhältnissen vollkommen glücklich. — Aber eben darum war es vielleicht vom Schicksale beschlossen, daß dieses Verhältniß nicht lange bestehe, da es nun einmal bestimmt zu seyn schien, daß Jeronimo nie glücklich werden solle.

Der wackere Fiorotti starb, als Jeronimo noch nicht sechzehn Jahre alt war. Er hatte beschlossen, diesen zum Erben seines ganzen Vermögens einzusetzen, wodurch Jeronimo im Stande gewesen wäre, auf die geräuschlose und eben dar-

um um desto glücklichere Art fortzuleben, auf welche er bisher bey seinem Wohlthäter gelebt hatte. Aber der Tod überraschte diesen zu schnell, als daß er dies Vorhaben auszuführen im Stande gewesen wäre. Vom Schlage gerührt sank Florotti während des Essens vom Stuhle, und in fünf Minuten war einer der redlichsten Menschen weniger unter den Lebendigen.

Zum zweytenmale hatte jetzt Jeronimo das Schicksal, um eine ihm bestimmte Erbschaft zu kommen, und auf eine eben so leidenschaftliche Art aus dem Hause gejagt zu werden, als ihm solches zuvor schon einmal geschehen war. Florotti's Erben, aufgebracht über einen Menschen, auf welchen ihr abgelebter Verwandter nicht nur viel aus seinem Vermögen, welches sie bereits als das ihrige ansahen, verwendet hatte, sondern der auch noch das Verbrechen auf sich hatte, daß er dessen Erbe hatte werden sollen, hatten nicht sobald den Tod des alten wohlthätigen Mannes erfahren, als sie diesen Gegenstand ihres Neides schon ohne weiters, so wie er ging und stand, aus dem Hause jagten.

Diesmal fühlte Jeronimo sein Unglück und den Verlust, welchen er an seinem zweyten Vater erlitten, lebhafter als zuvor, da sein Verstand reifer und sein Herz fähiger war, dergleichen Eindrücke aufzunehmen. Er hatte Fassung und Standhaftigkeit genug, um nicht zu jammern,

aber in seinem Innern nagte ein tiefer, zehrender Gram. Zerrissen vom Gefühle seines Unglücks warf er sich auf das frische Grab seines väterlichen Freundes, und vergaß dort, wie von dem Geiste gestärkt, dessen Hülle hier abgestreift lag, die Welt und sein Unglück, es war ihm, als ruhte er an der Seite des Geliebten eine Ruhe, die nichts endliches mehr stört.

Aber als wenn er noch immer nicht unglücklich genug wäre, so schien ihm das Schicksal nicht einmal diese Art von fürchterlicher Ruhe zu gönnen. Es war Abend gewesen, als Fiorotti's Erben den armen Jungen aus dem Hause gejagt hatten, in welchem er einige Jahre so glücklich gelebt hatte, und er hatte ein paar Stunden auf dem Grabe seines Wohlthäters in dumpfer Verzweiflung gerastet, als er, von seiner Empfindung erschöpft, dort einschlief. Es ward Mitternacht, und das Gaukeln der Phantasie, welche so manche Unglückliche schon im Schlafe zu beneidenswerthen Glücklichen täuschend umwandelte, hatte den unglücklichen Schlafenden in bessere Gefilde seines entschlummerten Wohlthäters übergezaubert, als ihn, gleich als ob ihm jetzt auch nicht eine einzige wohlthätige Empfindung gegönnt wäre, ein nahes Geräusche aus seinem glücklichen Schlafe weckte.

Eben schlug die Kirchenuhr zwölfe. Langsam stieg aus einem nahen Grabe, von welchem der

Stein, der dasselbe bedeckte, hinweggehoben war, eine Gestalt, eine brennende Lampe in der Hand haltend, und ging langsamen Schritts der Kirchhofthüre zu, deren Flügel dieselbe auseinander riß. In dem benachbarten Todtenhause regte es sich fürchterlich, wie das Brummen des Donners, der in der Ferne verhallt; einzelne Lichtstrahlen zeigten sich aus solchen Blitzen gleich durch die Oefnungen, welche die Schichtenweise auf einander gehäuften Todenknochen bildete. Jeronimo, fern von der Furcht der Vorurtheile, harrte ruhig in der gespanntesten Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, und starrte erwartungsvoll in die Szene, deren Grausen durch ein an der Seite gegrabenes offnes Grab, aus welchem eine vermummte Gestalt, welche noch immer an demselben arbeitete, den Grund ausschöpfte, und bey welchem ein Licht brannte, noch merklich vermehrt ward. Der Mond drängte sich aus den Wolken, welche bisher ihn halb verborgen gehalten hatten, und vermehrte das Schauern durch die bleiche Helle, welche er verbreitete, und die langen Schatten der Gestalten, welche Jeronimo schwebend um sich sah.

Jetzt traten acht Menschen zur offnen Kirchhofthüre herein, und schleppten in ihrer Mitte ein Frauenzimmer, das an Händen und Füßen gebunden, und dessen Mund geknebelt war, um den Ruf der Hülfe und das Jammern der Angst zu ersticken. Zu ihnen traten auf ein gegebnes Zeichen

noch sechs Männer mit Fackeln aus dem Beinhause kommend, und bildeten einen feyerlichen Kreis um das Weib, welches drey Schritte von dem ofnen Grabe niederkniete. Ein Mönch mit verbundnen Augen herbeygebracht hörte dieselbe Beicht, und kaum war diese geendet, da senkten drey der umstehenden ihr ihre Dolche bis an das Heft in die Brust, und warfen den halbentseelten noch zuckenden Leichnam in die bereitstehende Gruft, welche ein Theil derselben verscharrte, während die übrigen, nachdem sie das Kirchhofthor gesperrt hatten, in das ofne Gewölbe hinabstiegen.

Jeronimo glaubte geträumt zu haben, und lange konnte er sich nicht überzeugen, daß die Schröckensszene, von welcher er jetzt Zeuge gewesen war, Wirklichkeit gewesen sey. Der höchste Grad des Entsetzens hatte sich seiner bemächtigt, denn gleich Anfangs war ihm die Unglückliche, welche bey diesem tragischen Schauspiele die Hauptrolle spielte, besonders interessant gewesen, und jedes Moment überzeugte ihn mehr, daß er sich nicht irre; die Unglückliche, schändlich Gemordete war keine andere, als — Antonie.

Eben jene Antonie, welche unsre Leser bereits bey der Geburt Jeronimo's kennen gelernt, welche die Rolle der Mutter desselben gespielt, eine zeitlang im Publikum dafür anerkannt und von ihm selbst so lange dafür gehalten worden, bis Josephine selbst im Drange des Muttergefühls den

Knaben mit dem Geheimnisse seiner Geburt bekannt gemacht hatte, welche nachher, von Feronesen und dem Pabste erkauft, Josephinen und ihren Sohn verrathen hatte; eben diese Antonie war es, welche hier unter den Dolchen der Mörder verblutete. Jeronimo liebte sie nicht mehr; er hatte vielmehr Ursache sie zu hassen, da ohne den schändlichen Undank und die Verrätherey derselben er noch jetzt in dem Besitze des Vermögens gewesen wäre, welches sein Vater ihm hinterlassen hatte; aber sein gutes Herz sprach in diesem Augenblicke zu sehr für die Unglückliche; welche an seinem Schicksale einen so wesentlichen Antheil gehabt hatte, und das Gefühl kleinlicher Rache war ihm zu fremd, als daß er deren Sättigung jetzt hätte schmecken können.

Gleichwohl war dies tragische Ende der Unglücklichen nichts anders, als eine Folge ihrer an Josephinen und Jeronimo verübten Verrätherey, und Jeronimo erfuhr kurz darauf die Geschichte derselben von dem Zeitpunkt an, als er aus dem Pallaste gejagt worden, welcher sonst ihm gehörte, bis zu ihrem tragischen Ende, welche wir hier, um den schicklichen Ort nicht zu verfehlen, unsern Lesern mittheilen wollen.

Antonie hatte, wie wir oben gehört haben, das Geheimniß, an welchem das Glück Jeronimo's und seiner Mutter hing, an den Herzog Feronese, Jeronimos Onkle und den Pabst verrathen

und dadurch beyde diese ihr so theuren Personen in das namenlose Elend gestürzt, welches von nun an bis zu derselben Ende ihr Loos blieb. Josephine hatte ihr kurz zuvor einer durch sie entstandnen Schwätzerey wegen einen Verweis gegeben, und als dieselbe mit Unart widersprach, die Drohung beygefügt, daß sie ihre Hand von ihr abziehen werde. Dies hatte auf das reizbare zur Rachsucht äusserst geneigte Mädchen so heftig gewirkt, daß sie von nun an den bittersten Haß gegen Josephinen, die so sehr ihre Wohlthäterinn gewesen war, und der sie alles zu verdanken hatte, und gegen Jeronimo, der nun freylich kein anderes Verbrechen hatte, als daß er Josephinens Liebling war, faßte, und dieser Haß war die vorzüglichste Ursache der an demselben begangenen Verrätherey, für welche ihr der Ducca und Contamino einen Drittel von Jeronimo's Vermögen versprachen. Getrieben durch so wichtige Beweggründe war sie zum Nachtheile Josephinens und Jeronimo's thätiger gewesen, als man gewußt hatte; denn nicht nur, daß sie an die Feinde derselben alles verrieth, was diese beyde betraf, während sie gegen Josephinen die Rolle teuflischer Verstellung spielte, hörte sie nicht auf, diese gegen Josephinen aufzuhetzen, und sie war eigentlich Schuld, daß Josephine ins Kloster gesteckt, und Jeronimo dem Elende preis gegeben ward, da der Pabst geneigt war, beyden auf ihre Lebenszeit eine obgleich ärmliche Pension auszuwerfen. Als

daß Schicksal dieser beyden Unglücklichen entschieden war, und Josephine ins Kloster abgeführt ward, war sie unmenschlich genug, dieser ihrer Wohlthäterinn mit dem bittersten Spotte zu begegnen, welches diese mehr kränkte, als ihr übrigens hartes Schicksal selbst, und niedrig genug, selbst mit Hand anzulegen, als Jeromino aus dem Hause geworfen ward.

Als Feronese in dem Besitze von Jeronimo's Vermögen war, dachte er an nichts weniger, als Antonien sein Wort zu halten, und ein paar hundert Goldstücke waren alles, was sie von demselben erhielt, indem er sie unter allerley Vorwand aufhielt. Es gelang ihm sogar, dieselbe dahin zu bringen, daß sie sich ihm ganz ergab, und seine Maitreße ward.

Antonie war ein reizendes Geschöpf, ganz zur Wollust gemacht; eine von den stark gebauten, festen Bacchantinnen, welche den Becher der Wollust bis auf die letzte Hefe auszuschlürfen pflegen und dann mit erneuerter und verstärkter Gierde das Spiel der Sinnlichkeit von vorne an beginnen. Der Ducca liebte sie bis zur Raserey, und sie verleitete ihn zu einem ungeheuren Aufwand, der mit seinem sonstigen Geize in einem großen Mißverhältnisse stand. — Auch der Pabst gehörte unter Antoniens Anbeter, und da Feronese denselben überall nöthig hatte, und beyde durch das Band des wechselseitigen Intresses sich gegen einander

in einer Art von freundschaftlicher Verbindung befanden, wie solche unter allen Bösewichtern und unmoralischen Menschen besteht, so theilten sich beyde mit dem vollkommensten Einklange in ihren Besitz, indem sie ihre wechselseitige Eifersucht wenigstens künstlich genug verbargen, und Antonie, in deren Schooß so viele Schätze zusammenflossen, spielte eine Rolle von seltner Größe und Glanz.

Natürlich war ein alter kraftloser Prälat und ein eben so sehr an allen Kräften erschöpfter mißgestalteter Ducca nicht im Stande, das physische Bedürfniß einer Bacchantinn zu befriedigen, welche so viel bedurfte, und es hatten Seine Heiligkeit und der Herzog eine zahllose Menge Schwäger. Antonie wußte ihre Liebschaften mit der größten Schlauigkeit zu verheimlichen, und durch mehrere Jahre glaubten beyde, auf ihre Treue Felsen bauen zu können, während sie selbst schlau und kokett genug war, alle mögliche Reize und Abwechslung in ihren Genuß zu bringen, auf diese Art ihren beyden Liebhabern stets neu zu bleiben, und beyde sich zu erhalten. Aber so wie bey dem steten Kreislaufe der Dinge es ein ewiges Gesetz ist, daß alles sich endet, und nichts weniger Bestand hält, als die Liebschaft mit einer Buhlerinn, in deren Genuß man sich immer früher oder später übersättiget, und deren man immer früher oder später überdrüssig wird, so erfuhr auch Antonie dies Schicksal, welchem noch keine Buhle-

rinn entgangen ist, keine je entgehen wird; ihre Liebhaber fingen an, kälter gegen sie zu werden. Vergebens bot sie alle ihre Reize, alle Künste der feinsten Koketterie auf, in denen sie so sehr Meisterinn war: der Erfolg war höchstens ein vorübergehender Triumph, nie von Dauer. Dies versetzte ein so reizbares Geschöpf, als Antonie war, in eine Art von Spannung mit ihren beyden Anbetern, welche immer anwuchs und bald überall sichtbar ward. Hierzu kam, daß nachgerade Antonie weniger vorsichtig in den kleinen Galanterien war, welche sie als die eigentliche Würze ihres Lebens nebenher trieb, und daß beyde bereits sehr unzweydeutige Spuren von denselben erhalten hatten, welches auf diese eifersüchtige Menschen im höchsten Grade wirkte.

Einst trafen beyde zugleich sie in einer gewissen Lage mit einem jungen Menschen an, welche ihnen gar keinen Zweifel mehr übrig ließ, daß sie betrogen waren. Es kam hierüber zu einer höchst hitzigen Unterredung, in welcher Antonie, durch dies Benehmen Feronese's und des Pabsts aufs höchste gereizt, Bitterkeit mit Bitterkeit vergalt, Feronesen an die Erfüllung seines Versprechens, ihr einen Drittel von Jeronimo's Vermögen auszuliefern, und den Pabst an andre ihr gethanene Zusagen erinnerte, beyde mit Vorwürfen überhäufte, und mit der Drohung schloß, ihr ganzes bisheriges Verhältniß allgemein bekannt zu machen. — Darauf durften es natürlicherweise weder Contamino

noch der Ducca ankommen lassen, und beyde ließen sich daher alle Bedingungen sogleich gefallen, welche Antonie ihnen zu setzen für gut fand, aber von diesem Augenblicke an war der Tod dieser Unvorsichtigen beschlossen.

Schnaubend vor Rache entfernten sich der Pabst und Feronese, und brüteten den Entwurf ins reine, sich an dem Weibe zu rächen, das so sehr sie mißhandelt hatte, und das ihnen beyden so gefährlich war. Sie waren bald über die zu nehmenden Maasregeln einig.

In Roms Schlupfwinkeln haußte damals eine Bande von Mördern und Räubern, deren Kühnheit der Polizey Trotz bot. Vergebens strengte diese ihre Wachsamkeit und alle ihre Kraft an, um den Staat von dieser Pest zu befreyen, welche täglich mehr um sich griff. Keiner der eingefangnen konnte bestimmte Auskunft über die Verhältnisse und Ausbreitung der Bande geben, welche sich sogar in dem Maase zu vermehren schien, als ihr einzle Glieder entzogen wurden. Immer trieb sie ihr Wesen fort, ohne daß man ihr bisher näher auf die Spur hätte kommen können; sie war in eigentlichsten Sinne überall und nirgends. Täglich hörte man von Einbrüchen und Gewaltthätigkeiten; jeden Morgen fand man eine Menge Gemordeter auf den Straßen der Hauptstadt, noch mehrere wurden vermißt, welche vermuthlich gleiches Schicksal gehabt hatten, welches Anto-

nien, wie wir gesehen haben, zu Theil geworden war. Die meisten der Großen Roms standen mit der Bande im Bunde, und zahlten ihr regelmäßig eine Art von jährlichen Tribut, um sich gegen sie Sicherheit zu verschaffen, welche der Staat ihnen nicht geben konnte, und welche bey der vollen Willkühr, welche jedes Mitglied der Bande übte, und der großen Unordnung, die bey diesem Spitzbubenkorps herrschte, bey welchem jeder that, was er wollte, selten groß und zuverlässig war, und zugleich um sich ihrer gegen ihre Feinde auf eine andere Art zu bedienen, welche den Italiänern nur zu geläufig ist, die nie nach dem Stocke, sondern immer nach dem Dolche der Banditen greifen, und nie eine Beleidigung vergeben. Uebrigens war dies Gesindel so beyspiellos kühn, daß auch in dem Innersten seines Hauses niemand vor demselben sicher blieb.

Mit dieser Horde standen Contamino und Feronese vorlängst im Bunde, und mancher Mord, durch dieselbe ausgeführt, stand bereits im Buche der Vergeltung verzeichnet, welches der große Weltrichter führt. Auf den Ruf des Pabstes erschien ihr Anführer Finetta, und übernahm es, Antonien auf jene Art aus der Welt zu schaffen, deren Ausführung wir gesehen haben, und wozu er die Unglückliche aus ihrem an den Pallast Feronese anstoßenden und mit diesem durch eine eingebrochene Thüre in Verbindung gesetzten Hause

mit so wenig Umständen gradezu abholte, als ob er hierzu das Recht habe.

Dies war das Ende einer Buhlerinn von seltnem Glanze, und es schien, als wollte das Schicksal Jeronimo'n zum Zeugen der Genugthuung machen, welche es ihm an einem Weibe verschaffte, das eine der vorzüglichsten Ursachen seines Unglücks war, indem es ihn an den Ort führte, wo dasselbe sein schändliches Leben endete. Wir kehren jetzt zu ihm und seiner Geschichte zurück.

In Jeronimo wogte ein ganzes Meer von Empfindungen, als er die Greuelszene sah, welche wir oben unsern Lesern erzählt haben; er überließ sich ihnen mit einer Art von Betäubung und blieb still und bewegungslos auf dem Grabe seines Wohlthäters liegen. Demohngeachtet entdeckte ihn einer der an Antoniens Grabe arbeitenden Banditen, und mit Blitzesschnelle war er auf ein gegebenes Zeichen von denselben umrungen, gefesselt, und mit verbundnen Augen in ein erleuchtetes Gewölbe gebracht, in deren Mitte Finetta in einem Armstuhle saß, wie von der Last der Berufsarbeit ausruhend.

Jeronimo's Seele kannte keine Furcht. Es konnte ihm in den Händen, unter welchen er sich befand, nichts schlimmers begegnen, als der Tod, und dieser war ihm jetzt eine Art von Wohlthat,

die er mit Ergebenheit erwartete, mit Andacht wünschte. Er befand sich in dem Zustande, in welchem es eine Art von schröcklicher Beruhigung ist, daß man nicht unglücklicher werden könne. Furchtlos und ohne Zagen erzählte er dem Banditenkönige seine Geschichte, um welche dieser ihn befragte, ohne Zusatz und Veränderung mit jener Kälte, welche allen den Unglücklichen eigen ist, die sich überzeugt finden, daß sie nicht noch unglücklicher werden können, und endete damit, daß er nicht säumen möge, den Tod, der, da er zufälliger Weise Zeuge der Geheimniße der Gesellschaft geworden sey, für ihn doch unvermeidlich schiene, und der jetzt wirklich Wohlthat ihm wäre, an ihm vollstrecken zu lassen.

Wahrheit und Größe haben eine Gewalt, welche auch auf die verworfensten und niedrigsten Menschen unwiderstehlich wirkt. Finetta war weiter nichts, als ein gemeiner Mörder, der kein Talent hatte, als eine große Dosis List und eben so viel Tapferkeit, aber die Furchtlosigkeit des jungen Menschen in einer solchen Lage, der eindringende Ton, in welchem er sprach, seine seltnen Schicksale und glückliche Bildung wirkten so sehr zu dessen Vortheile bey ihm, daß er, wie er in der Folge mehrmal erklärt hat, es unmöglich fand, den Befehl zu seinem Morde zu geben, der doch, nach dem, was Jeronimo gesehen hatte, für die eigne Sicherheit der Bande von äußerster Wichtigkeit war. Nach einer in einer ihm gänz-

lich unbekannten Sprache aber nicht ohne viele Hitze unter den Mitgliedern der Bande geführten Unterredung that derselbe daher Jeronimo'n den Vorschlag, ein Mitglied ihrer Gesellschaft zu werden, indem er ihm zugleich sagte, daß dies das einzige Mittel sey, sich von dem Tode zu retten, welchen die Sicherheit der Gesellschaft unvermeidlich mache.

Dieser Vorschlag wirkte wie ein elektrischer Schlag auf den Unglücklichen, für den in der ganzen Welt keine Hülfe mehr übrig zu seyn schien. In diesem Augenblicke rechnete er mit der ganzen Natur ab, in der er ohnehin allein und isolirt stand, es ward ihm zur Wollust, mit der ganzen Menschheit Fehde zu beginnen, welche ihn ausgestoßen zu haben schien, Rache und Zernichtung sich zum Gewerbe zu machen, einzugreifen mit verbrecherischer Hand in das Rad der Schöpfung. Da schied sein guter Engel von dem jetzt noch schuldlosen Edlen, er schlug ein in die Hand des Verbrechens und ward — Mörder und Räuber.

Ein lauter Jubel über die glückliche Akquisition durchhallte von der freudigen Menge seiner nunmehrigen Brüder das Gewölbe, als Jeronimo den schröckliche Bluteyd der Verbrüderung ausgeschworen hatte, und nun unter vielen Zeremonien als Mitglied der Bande eingeführt ward. Man

machte ihn mit den wenigen immer schlecht gehaltenen Regeln der Gesellschaft, ihren Zeichen und ihrer Sprache bekannt, und Jeronimo erstaunte über den großen Umfang ihrer Geschäfte, ihres Einflusses, und ihre Kühnheit, noch mehr aber über die ungeheure Summe von Verbrechen, welche sie übten, so wie über die Art von Philosophie, mit welcher sie jenen, welche noch philosophiren mochten, ihren Wandel beschönigten. Die Bande zählte damals bereits über vier hundert wirkliche Glieder, ohne eine diese Anzahl noch weit übersteigende Menge solcher Menschen, welche mit ihr sich in Verbindung befanden, und von denen sie in allen Fällen Gebrauch machen konnten, wo sie derselben bedurften. Die Glieder der Bande standen zwar in einer Art von Verbindung, die aber außer wechselseitiger Hülfe zur Förderung des gemeinschaftlichen Interesses keinen Grundsatz hatte; die Gesetze, welche der Bande gegeben waren, wurden nicht beobachtet, und waren selbst den meisten Gliedern derselben unbekannt; jeder handelte nach eignem Gutdünken; an Subordinazion, welche sonst bey Verbindungen dieser Art äußerst streng zu seyn pflegt, war nicht zu denken, und Finetta war blos dem Namen nach Oberer. Daß auf diese Weise die ungeheuersten Unordnungen vorfielen, wovon der größte Theil hätte verhütet werden können, wenn Finetta es verstanden hätte, in diesen Auswurf der Menschheit wenigstens eine Art von Subordinazion zu bringen,

wird jeder einsehen. Es war eine Horde von Hyänen, dem Thierpack nnd der Aufsicht ihrer Wärter entsprungen, und auf die arme Menschheit losgehetzt; eine Rotte wilder Menschen mit Teufelslarven, den Ausdruck der Verworfenheit im Gesichte tragend, denen jedes Bubenstück willkommen war. — Jene derselben, die sich selbst für den besseren Theil hielten, und sich wirklich durch bessere Ausbildung und ein feineres Benehmen auszeichneten, machten keine Profession vom Raub, den sie als ein verächtliches Gewerbe ihren niederen Brüdern überließen, und grade diese hatten das ergiebigste Gewerbe. Sie trieben blos den Mord, Vertilgung war im eigentlichsten Wortsinne ihr Gewerbe. Sie makelten mit Gift und Dolch, und hatten unzählige Abnehmer ihrer Waare. Die meisten Vornehmen Roms zahlten an einzle derselben einen beträchtlichen Sold, und erhielten sie in ihrem Dienste in beständiger Thätigkeit. Weiber waren ihre besten Kunden. Für einen unglaublich geringen Preis konnte man durch sie den redlichsten, besten Menschen abschlachten, denn Menschen hatten für sie keinen Werth. Sie mordeten aus Langerweile und Neigung und ergötzten sich an dem Gewinsel der Sterbenden, und den Zuckungen ihres Todtenkampfs. Die Polizey in Rom blieb unkräftig gegen ein Institut, das die Protektion aller Vornehmen hatte, und wenn je sie es einmal wagte, thätig zu werden,

dann war Spott und Verlust die Folge ihrer Bemühungen. Der Rest waren Gauner von der gewöhnlichen Art und Verworfenheit.

Jeronimo hatte viele und vortrefliche Talente, eben so viele Kenntnisse und ungeheuren Muth, der durch die Verachtung des Lebens, das ihm in den Verhältnissen, in denen er sich befand, für nichts galt, noch zu Extremen gestählt ward. Er war ein vollkommen schöner Jüngling mit einer gewissen majestätischen Grazie im Bau und Anstand, welche ihm ersten Blickes das Uebergewicht über alle, mit welchen er zusammen traf, verschaffte, ein Zug von melancholischer Schwärmerey, die Folge seines Unglücks, lag über seinem Gesichte verbreitet, und machte ihn noch interessanter. Seine Schlauheit war eben so augenfällig, als die Gegenwart des Geistes und die heroische Tapferkeit, welche er überall zeigte; lauter Talente, welche ihm den unbedingten und vollen Beyfall der Menschenklasse verschafften, unter welcher er jetzt lebte und wirkte. Es fehlte ihm nicht an Gelegenheit, von denselben Proben abzulegen, wovon seine Kameraden Zeugen waren, und die sie zur Bewunderung zwangen, und bald war er der Abgott der Bande.

Nie erniedrigte er sich selbst zu einem Morde, und es fiel das Bewußtseyn von Kains Schuld schwerer auf ihn, als auf den ersten Mörder, wenn er einen zu leiten und anzuordnen gezwun-

gen war. Da wo es Vertheidigung gegen Ueberlegenheit oder kühne Angriffe galt, war das Feld seiner Wirkung; wo die Züchtigung vornehmer Bösewichter Tagwerk war, nahm er seine Rolle mit Freude. Er hielt es für Ruf des Schicksals, die Rolle des Rächers zu übernehmen, wo die Gerechtigkeit zu schwach oder zu feig war, diese Rolle selbst zu spielen; die Summe der Verbrechen zu vermindern, welche durch die Rotte, deren Glieder geworden, täglich verübt werden, hielt er für hohen freudigen Beruf.

Bald war er der Liebling der Bande, so wenig auch seine Grundsätze und Handlungen mit jenen seiner Kameraden übereinstimmten. Vielen derselben hatte er das Leben gerettet, oder sonst wichtige Dienste geleistet, manchen seinen Antheil an der Beute großmüthig überlassen; unter der großen Menge ihrer wirklichen Mitglieder waren nur wenige, welche nicht auf eine oder die andere Weise ihm verbunden waren, wenige, welche nicht bereit waren, ihr Leben daran zu setzen, wo es Jeronimo'n galt, wenige nur, die ihn beneideten, keine, die ihn haßten. So stark ist der Abglanz der Größe, daß sie selbst bey solchen Menschen sich Achtung und Liebe zu erzwingen weiß.

Finetta's Bande war nicht die einzige ihrer Art. Außer ihr trieben noch deren mehr als fünfzig ihr Wesen in Italien, und selbst in Rom gab es

deren noch zwey, welche unter andern Anführern und nach eignen Grundsätzen wirthschafteten. Sie hatten unter sich nicht den mindesten Zusammenhang, jede handelte für sich, so wie es ihr beliebte, ihre Handlungen mochten mit jenen einer andern Bande in Kollision kommen oder nicht. Keine hielt sich an eine bestimmte Spähre, sondern, da kein Kontrakt unter ihnen existirte, und Menschen dieser Art überhaupt keinen Kontrakt gelten lassen, so griff jede in die Zweige der andern ein, so wie es ihr Vortheil mit sich brachte, oder sie es für gut fand, und der Auftrag an Finetta's Bande gegeben, jemand in Neapel zu morden, oder der Anschlag, dort einen reichen Räuberfang zu thun, ward mit eben der Genauigkeit ausgeführt, als wäre er Ceccarelli, dem kühnen Anführer der dortigen Bande, welche die stärkste und mächtigste in Italien war, selbst gegeben worden. Hierdurch entstanden unter diesen Banden selbst eine Menge Konflickte, Eifersucht und Handwerksneid wirkten mit ihrer ganzen Schärfe, jede über die Art von Spähre, in der sie wirkte, oder das Territorium, über welches sie sich eine Art von Herrschaft angemaßt hatte, und suchte zugleich in jenes einzugreifen, welches die andre für sich erwählt hatte, und den Einfluß und die Wirkung derselben zu schwächen, oder sich selbst auf Unkosten der andern zu erheben. Sie trieben es so weit, daß sie die Rache ihrer Eifersucht bisweilen sogar auf jene ausdehnten, welche mit einer andern Bande in Ver-

bindung standen oder dieser Aufträge gegeben hatten, und oft ward ein Bösewicht blos darum gemordet, weil er einer Bande einen Auftrag gegeben hatte, zu welchem eine andre Bande sich berechtigt gehalten hatte. Sie selbst haßten sich wechselseitig mit dem glühendsten Hasse, und die Polizey hätte hieraus den entschiedendsten Vortheil ziehen können, wenn sie nicht zu schwach und indolent gewesen wäre, oder es nicht der Vortheil so mancher Großen selbst erfordert hätte, daß diese Rotten in ihrem Wesen blieben.

Nicht selten entstanden aus diesen Konflickten die blutigsten Kämpfe unter den verschiedenen Banden; sie rückten dann förmlich, gleich geordneten Herren, auf einander los, mordeten sich selbst ohne Schonung, und führten einen Vertilgungskrieg, der, indem er fast immer die Hälfte derselben wegraffte, die Menschheit doch wenigstens erleichterte, und die Epoche entfernte, die bey dem Mangel und der Unwirksamkeit der Polizey oft so nahe war, die Epoche nämlich, daß ein Krieg aller gegen alle entstand, wie Hobbes ihn zum Grundgesetze der Natur macht.

Ein solcher blutiger Kampf, der blutigste, dessen sich auch die ältesten Glieder dieser saubern Gesellschaften erinnerten, war jetzt ausgebrochen. Finetta's Bande, jetzt die zahlreichste nnd mächtigste in Rom und der Gegend, dehnte ihren Wirkungskreis immer weiter und ungescheuter aus,

die Banden benachbarter Gegenden hatten fast gar nichts mehr zu thun übrig, und manche waren schon so weit herunter gekommen, daß sie sich gezwungen sahen, die Häuser armer Bauern zu plündern, deren Ausbeute, weder der Mühe und Gefahr, noch ihren Erwartungen entsprechen konnte, und darbten gleichwohl ein kümmerliches Leben, während die Glieder von Finetta's Bande, oder wie sie sich nannten und auch von den übrigen genannt wurden, die Finettisten, im größten Glanze prunkten, und ohnausgesetzt in Wollust schwelgten. Hierzu kam, daß diese im Gefühle ihres Uebergewichts einen beleidigenden Stolz annahmen, über ihre ärmern Konsorten von andern Verbindungen bey allen Gelegenheiten beißend spotteten, und diesen ihren Stolz überall auf eine eben so entehrende als beißende Art fühlen ließen. Es war daher schon öfters zu Privatzwistigkeiten unter einzelnen Gliedern der verschiednen Banden gekommen, aber bey der furchtbaren Ueberlegenheit der Finettisten hatte noch niemand es gewagt, wirkliche größere Feindseligkeiten gegen sie zu beginnen, welches dann zur Folge hatte, daß der Stolz und die Anmaasungen derselben immer höher stiegen, und in eben dem Maase Haß und Wut der andern gegen dieselben anwuchsen.

Jetzt, als der Uebermuth und die Insolenz der Finettisten auf das höchste gestiegen war, vereinigten sich mehrere Banden gegen sie, und es schien ein ernstlicher Kampf werden zu wollen.

Vergebens rieth Jeronimo, der die Folgen genau übersah, welche hieraus entstehen mußten, und einsah, daß Finetta's Bande allen übrigen, wenn sie einzeln es wagen wollten, sich mit ihr zu messen, überlegen sey, daß sie aber unmöglich gegen sie bestehen konnte, wenn gemeinschaftliches Intresse und Haß diese gegen sie vereinigte, den Saamen der Zwietracht unter dieselbe zu werfen, ihre Verbindung aufzulösen und so sich selbst das Uebergewicht zu erhalten; der Uebermuth seiner Kameraden war zu groß, und man vernachlässigte seinen Rath, so groß auch sein Ansehen und Einfluß waren.

Was Jeronimo vorhergesehen hatte, erfolgte; die Feinde der Finettisten, allerseits von gleichem Hasse und dem Durste der Rache beseelt, mißhandelten jetzt die Finettisten selbst, so wie sie bisher von denselben mißhandelt worden waren. Von Streitigkeiten einzelner Glieder kam es zu einzelnen Morden, und bald zu kleinen Streifereyen, in denen lange die Finettisten die Oberhand erhielten, welches dann natürlicherweise abermal derselben Uebermuth und Sorglosigkeit, so wie die Verachtung, welche sie gegen ihre Feinde hegten, beträchtlich vermehrte. Endlich erfolgte von diesen an die Finettisten eine förmliche Herausfoderung zum allgemeinen Kampfe auf ein benachbartes Blachfeld.

Auch jetzt stellte Jeronimo der deshalb versammelten Bande vor, daß es unmöglich sey, gegen

ihre verbundenen Feinde im ofnen Felde auszuhalten, da diese ihnen an der Zahl fast dreymal überlegen seyen; daß die Finettisten dagegen bey einzelnen Streifereyen alles vor sich hätten, weil sie des Terrains und der Verhältnisse besser kundig, und listiger und klüger wären, als ihre Gegner, weshalb er dann rieth, den angebotnen Kampf im ofnen Felde abzulehnen, und sich auf einzelne Streifzüge zu beschränken, hierdurch den Feinden Abbruch zu thun und immittelst zu suchen, dieselben unter sich zu entzweyen und wohl gar einen Theil derselben an sich zu ziehen, welches ihnen um so leichter gelingen müßte, als über dieser Fehde alles Brodgewerbe der saubern Gesellschaften stille stand, und sie sich blos mit sich selbst beschäftigten, welches die Gegner der Finettisten unmöglich lange aushalten konnten, während diese bey den beträchtlichen Schätzen, welche sie aufgehäuft hatten, die Sache ruhig abwarten konnten. — Der Uebermuth der Finettisten war zu groß, als daß sie einen Rath hätten annehmen sollen, der, so eindringend und klug er auch war, der allgemeinen Stimmung derselben so wenig entsprach. — Uebereinstimmend ward daher derselbe verworfen, und die Herausfoderung mit dem stolzesten Tone angenommen — Vergebens suchte auch jetzt noch Jeronimo den fast mit Gewißheit zu erwartenden üblen Folgen zuvorzukommen, indem er zur List, und die Feinde in einen Hinterhalt zu locken rieth; auch dieser Anschlag wurde als feig verworfen, und be-

liebt, sich mit denselben im ofnen Felde ohne alles Manöuvriren zu raufen.

So rückten dann die beyden Partheyen an einem hierzu bestimmten Tage auf eine 4 Stadien von Rom entfernte Ebne; die Finettisten in einer glänzenden Uniform, gleich als ob sie zu einer feyerlichen Parade zögen; ihre Gegner in den Lumpen des Gesindels, blos an einem blau und gelben Armbande sich selbst kenntlich. Jeronimo hatte sich, um den Vorwurf der Feigheit, welcher ihm gemacht worden, den er, nach allem dem, was er bereits gethan hatte, so wenig verdiente, und der ihn daher doppelt kränken mußte, von sich abzulehnen, ausgebeten, im ersten Gliede kämpfen zu dürfen, aber grade um ihn noch mehr zu demüthigen, weil er es gewagt hatte, der ganzen Bande zu widersprechen, stellte ihn Finetta zu einem Körps, welches, da es eine Art von Reserve bildete, hinter die Fronte der Streitenden und in einige Entfernung von derselben gestellt ward.

Als die Partheyen einander ansichtig wurden, begann eine Art von Krieg, dessen Taktik den gebildetsten Heeren Ehre gemacht haben würde, und der mit einer Wut geführt ward, wie ein gewöhnlicher Krieg keine Beyspiele liefert. — Beyde Heere marschirten in kriegerischer Ordnung und gedrängten Reihen auf. Aber bald trennten sich die Glieder der Gegner, und bildeten Plänk-

ler, die sich über das ganze Feld verbreiteten, und in dem Heere Finetta's, welches, weil es ungleich schwächer war, als seine Feinde, immer in gedrängten Gliedern formirt bleiben mußte, großen Schaden anrichteten, da die Kugeln der zerstreuten einzelnen Plänkler in dem gedrängten Haufen derselben nie fehlten, währeud diese denselben nur wenig schaden konnten. Rückten diese auf einen der vielen kleinen Haufen ihrer Feinde, die sich außerhalb der Schußweite formiren, an, dann zerstreuten diese sich schnell, und kamen in einiger Entfernung gesammlet und formirt wieder zum Vorscheine, oder sie zogen sich zurück, und die Finettisten fielen von dem Biey ihrer Feinde, ohne jene selbst zu sehen, welche dasselbe auf sie abschossen. So verliefen einige Stunden unter stetem Hin- und Herrücken der Finettisten, welche immer mehr Leute verloren, und immer mehr ermüdet wurden. Durch dies geschickte Monöuvre hatte der feindliche Heerführer, der Finetta'n, einem blos tapfern Manne ohne sonstige Talente, an kriegerischen Kenntnissen weit überlegen war, denselben und seine schon sehr zusammengeschmolzenen Truppen von einem Terrain weggelockt, welches ihnen wenigstens in soweit günstig war, daß es einen mit einem dichten Walde bewachsenen Berg in dem Rücken derselben hatte, auf welchen sich dieselben, wenn sie gedrängt warden, werfen, dort formiren und sammeln, und wieder agiren, oder im schlimmsten Falle sich zerstreuen und verstecken,

und so ihre Flucht decken konnten. Und nun sah sich Finetta auf allen Seiten mit seiner Schaar von einer weit überlegenern Menge eingeschlossen, und zu spät überzeugte er sich, daß er eine Menge Fehler gemacht habe. Von der Erbitterung ihrer Feinde konnten die Finettisten keinen Pardon erwarten, diese schlugen ihn der gebeugten Masse geradezu ab, als dieselben hierum baten, und versicherten sie mit kalter Grausamkeit, daß alle sterben müßten. Jetzt blieb ihnen nur noch die Wahl über, sich zu wehren, und durchzuschlagen, aber sie waren bereits zu muthlos, als daß sie einen Versuch der Art hätten wagen können. Nur Jeronimo und einige wenige fuhren fort sich zu vertheidigen, die übrigen flehten mit aufgehobenen Händen zu ihren unversöhnlichen Feinden um Schonnng, welche ohne Rührung mit empörender Kälte sie niederschossen. Jetzt fiel auch Finetta von einer feindlichen Kugel getroffen, und ohnberufen übernahm Jeronimo das Kommando der feigen Menge in dieser gefährlichen Krise. Er that alles, um derselben den Muth einzuflößen, den sie jetzt so nöthig bedurfte, und es gelang ihm wenigstens in so weit, daß sie sich mit blinder Hingebung seiner Leitung überließen. Er sammelte dieselben, und marschirte im gedrängten Haufen in hastiger Eile dem Hügel zu, von welchem Finetta sich so unbesonnen hatte herablocken lassen. Die entschlossensten seiner Bande und die kühnsten und besten Schützen schickte er als Plänkler in

einiger Entfernung voraus und zu den Seiten, um so viel möglich sich Luft zu verschaffen, und wenn sich ihm ein gedrängter Haufe entgegenwarf, dann zog er seine Plänkler an sich, fiel mit äußerster Wut und Schnelligkeit über solchen her, und zerstreute ihn, an der Spitze seines kleinen Haufens kämpfend, mit verzweifelnder Tapferkeit.

Der Anführer der Feinde sah bald ein, daß jetzt ein ganz andrer Geist, als zuvor, die Finettisten führe. Gleich bekannt mit den Künsten der Taktik sammelte derselbe seine zerstreuten Haufen, um mit diesen auf seine Gegner anzurücken, und sie mit einem Schlage zu zernichten. Aber diese waren im eigentlichsten Verstande Gesindel, gewohnt blos da zu morden, wo sie keine persönliche Gefahr sahen, und keinen Widerstand fanden. Die Finettisten, an Muth und Tapferkeit ihnen weit überlegen, hatten, von dem Heldengeiste ihres Anführers belebt, so eben Beweise der seltensten Tapferkeit gegeben, wovon sie Zeuge gewesen, darum waren sie trotz ihrer außerordentlichen Ueberlegenheit zu feig, um einen ofnen Kampf mit denselben zu wagen, bey welchem sie sich selbst persönlich Gefahren ausgesetzt haben würden, und es kostete ihren Anführern unbeschreibliche Mühe, dieselben zu sammeln und in Haufen zu bilden. Hierdurch gewann Jeronimo Zeit, sich mit seinen Leuten auf den beschriebenen

Hügel zu ziehen, indem er die feindliche Linie durchbrach.

Kaum war er dort angekommen, als er mit äußerster Eile durch den Wald setzte, und so mit dem Reste seiner Mannschaft in Sicherheit kam. Keiner war unter allen, der ihm nicht sein Leben dankte, keiner, der ihn nicht als seinen Retter ansah. Mit Enthusiasmus ward er allgemein als Chef der Bande an die Stelle des gebliebenen Finetta's ausgerufen, ob er gleich der jüngste derselben war. — Er selbst litt an einer im Gefechte erhaltnen Wunde.

Jetzt bedachte sich Jeronimo von neuem und mit mehrerem Ernste als zuvor seine Verhältnisse, da ihm die Zeit, welche er zur Heilung seiner Wunde bedurfte, Muße hierzu gewährte. Daß er nicht in seiner Karriere war, daß diese Talente; welche er besaß, dieser Muth, den er fühlte, von der Natur ihm nicht gegeben waren, um auf die Art von denselben Gebrauch zu machen, wie er dieselben übte; daß er nicht zum Räuber bestimmt war, das fühlte er, so wie die Last seines Schicksals überhaupt in dessen ganzer schröcklicher Schwere, und sein guter Genius rief vernehmlich ihn aus einer Laufbahn zurück, welche er so sehr wider seinen Willen und so ganz gegen seine Bestimmung betreten hatte. — Aber der gänzliche Mangel an Aussicht; die Ueberzeugung, daß sei-

ne Feinde, und selbst seine Geburt, und der Makel, welchen das Vorurtheil damals noch bestimmt auf alle Kinder der ehlosen Freuden geworfen hatte, ihm alle Wege zu einem ruhigen und sichern Auskommen abgegraben hatten; sein Stolz, der es ihm unmöglich machte, von seinen Feinden etwas zu erbetteln, das ihm von Rechts wegen gehörte, und das ihm diese; wie er gewiß wußte, doch nicht gewähren würden; die Gewißheit, daß diese, so wie sie sich seiner versichert hätten, ihn verderben, und ihn vielleicht durch eben jene Menschen morden lassen würden, über welche er jetzt gebot; das Bewußtseyn, daß er ihnen durch seinen bisherigen Wandel, so wie durch seinen Namen, der unter den Helden der Banditen oben an verzeichnet stand, denselben bekannt sey, und daß ihnen daher sogar die Gerechtigkeit die Hand zu seinem Verderben bieten würde; die Ueberzeugung, daß er nie anders, als an der Spitze der Bande, deren Chef er war, Sicherheit für sich hoffen könne, waren in der verzweifelten Lage, in der er sich befand, eben so viele zurückhaltende Gründe. Hierzu kam noch, daß er seinen Kameraden für die Sorgfalt und Treue, mit der sie ihn auf dem angeführten gefährlichen Rückzuge, als er erschöpft an Kräften und Blutverluste nicht mehr fort konnte, aus den Händen des nachsetzenden Feindes, von dem er keinen Pardon zu erhalten hoffen konnte, mit eigner Gefahr und Aufopferung gerettet hatten, indem sie ihn auf den

Schultern trugen, und öfters gegen die Feinde, wenn sie von diesen gedrängt wurden, vertheidigten, so wie für ihre sorgfältige Pflege und Wartung bey der Heilung seiner gefährlichen und schmerzhaften Wunde, an welcher er litt, Dank schuldig war; daß er diese in der gefährlichen Krise, in der sie sich befanden, jetzt nicht verlassen konnte, wenn er nicht sich und alle zu Grunde richten wollte; sein Widerstreben, irgend eines Undanks sich schuldig zu machen; der Gedanke, sich an seinen Feinden rächen zu können; — seine Liebe zur Freyheit, für welche er Enthusiast war, und die er in seinen gegenwärtigen Verhältnissen in ihrer ganzen Fülle genoß; und endlich der Stolz, über eine Menge Menschen zu gebieten.

Vor allem aber regte sich in ihm der große Gedanke auf, aus der Zerstörung, welche sein Handwerk war, eine Art Erschaffung zu bilden. Mit kühner Schwärmerey träumte er sich eine Welt, welche aus der Fäulniß und Zernichtung, die er verbreitete, verjüngt hervorgehen sollte, er wähnte eine bessere Generazion schaffen zu können, weil er es fühlte, daß die gegenwärtige einer Widergeburt bedürfe, und er glaubte den Moment haschen zu müssen, der jetzt ihm hierzu vorhanden zu seyn schien. — Wer vermag es, das kühne Bild auszumahlen, das die erhitzte Phantasie des jungen Schwärmers ihm vorgaukelte!

Edler und der Wirklichkeit näher war die Betrachtung, die größtentheils seinen Entschluß bestimmte, daß, wenn ihm das Schicksal nicht vergönne, seine ungeheuren Plane zu realisiren, er schon Gutes genug wirke, wenn er Böses verhindere, oder die Masse von Bösem mindere, welches von seinen Konsorten begangen ward. — Wir haben gehört, daß bey der Bande, an deren Spitze jetzt Jeronimo stand, der Grundverband fehlte, ohne welchen keine Gesellschaft bestehen kann, — Einigung der Kräfte und des Willens, — daß blos das Interesse des Augenblicks die Glieder derselben zusammen führte, das eben so gegen das Ganze anstieß, als es für dasselbe wirkte, weil es nicht geordnet war, und daß übrigens jeder von der Bande auf eigne Rechnung wirkte und handelte und alles that, was ihm beliebte. Durch diese Anarchie in der Anarchie, wie ich die Sache nennen möchte, waren Unordnungen auf Unordnungen gehäuft, und die Verbrechen der Bande wuchsen zu einer ungeheuren Höhe, wovon ein großer, gewiß der größte Theil gehindert werden konnte, wenn ein Mann mit Kopf und Gefühl an die Spitze der Geschäfte trat, welcher die Bande führte, diese lenkte und ordnete, und darauf hielt, daß ohne seine Weisung und Erlaubniß kein Streich ausgeführt, keine That geübt ward. — Jeronimo übernahm dies; und indem er mit kühner Hand in das Richteramt des Weltenlenkers eingriff, machte er sich zum Gese-

ße, blos Schurken zu morden, Redliche zu schützen, das Laster zu strafen, Verbrechen zu rügen, die Tugend zu ehren, und in ihre Rechte einzüsetzen; er träumte dabey so etwas von Gleichheit der Güter und der Rechte, und der Wiederbringung saturnischer Zeiten, und mit diesen Grundsätzen ward er Hauptmann der Banditen.

In dieser neuen Laufbahn verschafften Jeronimo's Talente demselben einen seltnen Glanz. Er trat dieselbe unter höchst ungünstigen Aussichten an. Seine Bande war bis auf die Hälfte geschmolzen, und auch diesem kleinen Reste von seinen zahlreichen Feinden der Untergang gedroht. Mehr als zwey Drittheile davon waren noch dabey in dem letzten Gefechte verwundet worden, und ohne alle Hülfe, da man sich nur der wenigen Aerzte und Wundärzte bedienen durfte, welche mit der Bande einverstanden waren. — Außer der Hülfe für die Verwundeten mußte es seine erste Sorge seyn, der Bande jene Sicherheit zu verschaffen, welche ihr jetzt so sehr mangelte. Er wendete daher alle mögliche Kunstgriffe an, um die gegen die Finettisten vereinigten Banden unter sich selbst zu entzweyen, welches ihm so vollkommen gelang, daß schon nach einigen Tagen die stärkste derselben sich von der Verbindung trennte, und so, wie sich die Extreme berühren, so haßten diese jetzt ihre vorherigen Verbündeten mit einem noch stärkeren Hasse, als sie zuvor die Finettisten gehaßt hatten, deren jetziger Zustand ohnehin sogar

das Mitleid ihrer Gegner rege machte, und da sich diese Ausgetretenen allein zu schwach fühlten, um es gegen die Rache ihrer auf das äußerste gegen sie aufgebrachten vorigen Verbündeten aufnehmen zu können, so gingen sie nun mit den Finettisten eine Verbindung ein, deren erste Bedingniß war, daß sie sich denselben inkorporirten, und Jeronimo als ihren Chef anerkannten, da der ihre an den Folgen der in dem beschriebenen Gefechte erhaltenen Wunden gestorben war. Nicht lange darauf trat auf Jeronimo's fortgesetzte künstliche Bemühungen die zweyte der vereinigten Banden unter gleichen Bedingungen zu den Finettisten über, welcher immer eine um die andere folgte, und in weniger als zwey Monaten waren nicht nur diese, sondern die sämtlichen Banden des obern Italiens unter Jeronimo's Befehlen vereinigt, deren einige ihre Chefs ermordeten; andre ihrer Anführer unterwarfen sich freywillig, und erhielten von Jeronimo subordinirte Befehlshaberstellen bey den verschiedenen Abtheilungen, die er unter seiner Bande machte, welche zu einem förmlichen stehenden Heere angewachsen war.

So befand sich Jeronimo an der Spitze von mehr als drey tausend Mann ständiger Banditen, ohne die fast doppelt so zahlreichen Helfer und Helfershelfer zu rechnen, welche mit der Bande in steter Verbindung standen. Jeronimo traf unter seinen Untergebenen nunmehr eine Einrichtung und Organisazion, gab ihnen Gesetze und Diszi-

plin, welche so merkwürdig sind, daß sie allerdings hier angeführt zu werden verdienen.

Jeronimo hatte aus Erfahrung gelernt, daß die Quelle der Uneinigkeiten unter den verschiedenen Banden und ihren Gliedern, und zugleich die Quelle der vorzüglichsten Unordnungen, welche durch sie ausgeübt wurden, darinn lag, daß sie keine bestimmte Wirkungsspähre hatten, eine der andern eingriff, und so der Handwerksneid rege ward; daß selbst die einzlen Glieder derselben keine angewiesene Bestimmung hatten, und also auch unter diesen selbst stets Neid und Eifersucht entstehen mußte; daß es ferner an Gesetzen und Disziplin fehlte, und jedes Mitglied der Bande nach seinem individuellen Hange that, was ihm beliebte. — Um diesem abzuhelfen, fing er damit an, daß er das große Terrain in Oberitalien, welches bisher die Szene gewesen war, auf der die verschiednen jetzt unter ihm vereinigten Korps ihre blutigen Rollen gespielt hatten, in einzle Kantons mit einer Genauigkeit eintheilte, mit der man kaum bey der Eintheilung der französischen Departements zu Werke gegangen seyn mochte. Jeder dieser Kantone, deren Gränzen er genau bestimmte, erhielt eine den dortigen Verhältnissen zusagende Zahl Banditen als eine Art von ständiger Besatzung zugetheilt, welche einen dem Jeronimo untergeordneten Anführer erhielt, der solche befehligte, ihnen ihre Verrichtungen anwieß, an Jeronimo Rapporte erstattete, und von diesem die

nöthigen Befehle erhielt. Jeder derselben erhielt wieder einige ihm untergeordnete Unterbefehlshaber. — Rom war der Hauptort der Bande, und Jeronimo's Sitz, und hier konzentrirte sich ihr Wirkungskreis.

Jedes der Glieder der Gesellschaft hatte seine eigne Spähre angewiesen, und seine eignen Verrichtungen zu besorgen, welche den Talenten eines jeden angepaßt waren, so wie jede Unterabtheilung ihren eignen Bezirk hatte. Bey Lebensstrafe durfte keiner sich außerhalb seiner Spähre wagen; die Köpfe der Befehlshaber und Unterbefehlshaber bürgten dafür, daß ihre unterhabende Mannschaft nicht außer ihrem angewiesenen Bezirke sich Umgriffe erlaube.

Alle hatten gleichen Antheil an dem Ertrage der gemeinschaftlichen Arbeiten, welcher bey Lebensstrafe in die allgemeine Kasse der Gesellschaft eingeliefert werden mußte, und alle Viertel Jahre so vertheilt ward, daß alle gleichen Antheil, die Unterbefehlhaber einen, die Anführer aber zwey Drittheile mehr erhielten. Die Austheilung geschah, so wie die Rechnung, öffentlich vor einem Ausschusse, der aus den Deputazionen aller einzlen Abtheilungen zusammengesetzt war.

Eine Art von Taktik ward eingeführt, welche den Geschäften, die dieselbe übten, zusagte, und das ganze erhielt einen militairischen Zuschnitt,

so wie die Disziplin, welche Jeronimo einführte, und nicht ohne öftre große Gefahr und Mühe handhabte, gleichfalls streng militairisch war. Außer dem Dienste war eine vollkommne Gleichheit Grundsatz der Bande, und die Streitigkeiten der einzlen entschied ein hierzu durch allgemeine Wahl bestimmtes Gericht, welches zugleich auch als peinliche Gerichtsstelle über alle Verbrechen derselben mit äußerster Strenge und Genauigkeit aburtheilte, und seine Urtheile auf der Stelle vollstreckte. — Im Dienste selbst galt die strengste Subordinazion, Jeronimo entschied allein alle dahin einschlagende Fälle, und war ermächtiget, nöthigen Falls alle und jede mit augenblicklichem Tode zu bestrafen. — Kein einzelner derselben durfte bey Todesstrafe für sich allein einen Auftrag übernehmen und ausführen, sondern es mußte dieserhalb zuvor jederzeit erst Jeronimo'n die Anzeige gemacht werden, welcher darüber entschied, ob solcher ausgeführt werden solle, oder nicht, die Rollen hierzu austheilte, und das Maas und die Art der Ausführung bestimmte, wodurch er dann die Macht erhielt, tausendfaches Unheil zu verhüten, welches er mit Eifer und Redlichkeit, nicht selten mit eigner persönlichen Gefahr that, so daß die Italiäner mit Recht behaupten, daß, da das Banditenwesen damals in seiner größten Ausbreitung und durchaus nicht zu verhindern gewesen, Jeronimo wirklich Segen über Italien gebracht habe, indem er ein größeres Uebel in ein kleineres verwandelt und

sogar noch manche wirklich beglückende That gethan habe.

So hatte Jeronimo einen eignen Staat im Staate gebildet, und er lenkte die Maschine seiner Republick mit einer Geschicklichkeit, deren nur ein Geist wie der seine fähig war. Sein Wirkungskreis erhielt eine ungeheure, kaum glaubliche Ausdehnung. Seine Spione drangen in alle Geheimnisse. Menschen jeder Art, jedes Standes und Ranges standen in seinem Solde, oder waren ihm untergebene Glieder. — Die Regierung zitterte vor seiner Macht. — Vergebens wagte es bisweilen die Polizey gegen ihn Einschritte zu machen, diese hatten nie einigen Erfolg, und Verlust und Spott war allemal das Loos derselben. Es waltete daher eine Art von Komposizion zwischen ihr und der Bande vor, und es gab sogar bisweilen Fälle, wo sie sich dieser so sehr polizeywidrigen Gesellschaft zur Handhabung der allgemeinen Ordnung selbst und mit dem besten Erfolge bediente, wie dies verschiedenemal da eintrat, wo das Volk über die Theurung des Getraides in einen Aufstand ausbrach, und mit einem Morde der Großen und Reichen in einer allgemeinen Plünderung drohte. Ohnehin standen die meisten Polizeypersonen im Solde der Bande, und eine Menge der Sbirren waren wirkliche Mitglieder derselben.

Die meisten Großen Italiens zahlten regelmäßig einen jährlichen Tribut an die Bande, um

sich von ihr jenen Schutz und Sicherheit zu erkaufen, welchen die Regierung ihnen nicht verschaffen konnte, und da Jeronimo sein gegebenes Wort mit der äußersten Strenge und Pünktlichkeit hielt, so vermehrten sich diese Einkünfte täglich mehr, und hierdurch erhielt die Bande eine ungeheure und sichere ständige Einnahme. Der Pabst, der einen Mann auf einem so gefährlichen Posten sah, welchen er so sehr beleidiget hatte, und von dem er dieserhalb alles befürchten zu müssen glaubte, suchte einige Zeit lang, sich von dieser Furcht auf die ihm gewöhnliche Weise zu befreyen; er setzte ungeheure Preise auf den Kopf des großen Banditen und bot alles auf, um desselben habhaft zu werden. Jeronimo, der seinen Mann kannte, und wußte, daß er denselben nicht empfindlicher beleidigen konnte, als durch Verachtung und Spott, foppte denselben im eigentlichsten Sinne des Worts, und befand sich oft mitten unter den Sbirren und Soldaten, welche ihn zu fangen in ganzen Regimentern ausgeschickt waren, und half diesen sich selbst suchen.

Als der Pabst sah, daß er so wenig gegen diesen Mann vermöge, welchen er so sehr zu fürchten Ursache hatte, und selbst verschiedenemal von fremden verdächtigen Gesichtern sogar im Vatikan sich umringt sah, welche ihm kurzweg bedeuteten, daß Jeronimo sich jetzt rächen könne, wenn Verachtung ihn nicht hiervon zurückhielte, dann schnell

verschwanden, und aller Mühe ohngeachtet nicht wiedergefunden werden konnten, da fand auch er es nicht weiter schimpflich, sich mit dem verhaßten Manne in Traktaten einzulassen, gegen welchen er mit aller seiner Macht nichts weiter auszurichten vermochte. Jeronimo spannte die Summe, welche derselbe an ihn zu bezahlen übernahm, hoch genug.

Jeronimo übte in dem Geschäfte des Lasters eine Art von Gerechtigkeit, die freylich mit seinem Gewerbe selbst auf das seltsamste kontrastirte. Nie duldete er es, daß einem Redlichen irgend auch nur das Geringste zu Leide geschah, er war vielmehr überall, wo er es vermochte, der Schutzgott der Unschuld und der Tugend. Das Leben der Menschen stieg bey ihm im Preise in eben dem Verhältnisse, als es zuvor spottwohlfeil gewesen war, und indem er durch diese hohen Preise die Anzahl der Kunden verminderte, von welchen sonst die Bande gedrängt war, und die für ein paar Skudi den Tod eines Menschen erkauften, der ihnen nur eine höchstunbedeutende Beleidigung zugefügt hatte, oft schon blos darum einen Menschen morden ließen, weil ihnen sein Gesicht nicht gefiel, schaffte er sich zugleich vor dem Andringen seiner Konsorten Ruhe, in die er nie soviel Moralität bringen konnte, daß sie nicht jeden Skudi, sey es auf welche Art es wolle, in ihre Tasche zu bringen gewünscht hätteu, so

sehr auch derselbe sich bemühte, diese Unmöglichkeit möglich zu machen.

Kein Preis konnte ihn bestimmen, daß Leben eines Redlichen zu opfern, und oft war er, wo es einem Buben galt, höchstwohlfeil im Preise eines auch noch so gefährlichen Mordes. Manche ließ er umsonst abschlachten, weil er es für Pflicht hielt, Schurken zu bestrafen, gegen welche die Gerechtigkeit zu schwach war, und weil er glaubte, daß es Wohlthat für die Menschheit sey, sie von Ungeheuern zu befreyen, welche nicht aufhörten, dieselbe zu beleidigen. Den Marchese Spacci, einen der ärgsten Buben seiner Zeit, der seinen Vater und Bruder vergiftet hatte, um Herr ihres Vermögens zu werden, mordete er kaltblütig mitten unter den Bacchanalien, welche er feyerte; den Marchse della Stirna ließ er am Altare morden, weil er ein Mädchen, das er geschwängert hatte, auf die grausamste Weise ermordet, und nach der weinenden Mutter desselben geschossen hatte; den Prinzen von Morgaloni, der ein Tyrann seiner Unterthanen war, ihnen ihr Vermögen raubte, ihre Tochter und Weiber schänderte, sie wie Sklaven geißelte, und Zwey derselben im Kerker verhungern ließ, weil sie es gewagt hatten, sich seiner Geilheit zu widersetzen, als diese es auf ihre Weiber anlegte, hob er mit einem eignen beträchtlichen Verluste seiner Leute auf, und nahm Rache; und den Bischof von Siena belagerte er förmlich drey Monate lang in seiner Zidatelle, um ihm

die Schätze zu entreißen, um welche er die Kirchen bestohlen, und das Blut der Armen ausgepreßt hatte. So war er bald der Schutzgeist der Redlichen, und der Schröcken der Verbrecher; die öffentlichen Nachrichten sprachen zu seinem Lobe, und das Volk betete den Mann an, der seine Leiden minderte, indem er der Schröcken seiner Tyrannen war. — Ein Wort von ihm, eine Drohung nur, verhütete tausendfaches Uebel, erstickte eine zahllose Menge Verbrechen im Keime, die keiner zu begehen wagte, der sich von ihm beobachtet sah, weil keiner seiner Rache entging. Eine Menge Redlicher stiegen durch ihn, denn seine Empfehlungen waren die geltendsten, da er ihnen Eindruck zu verschaffen wußte.

Die Disziplin, welche er bey seiner Bande hielt, und welche so sehr nöthig war, um diesen thierischen Haufen von Barbaren zu zügeln, war äußerst streng; aber er wagte hierbey nichts, da er nie anders als gerecht handelte, uud da er von allen Gliedern derselben angebetet ward, denen er dagegen wieder Freund, Vater und Bruder war. Er ahnete die kleinsten Exzesse, welche sich dieselben zu Schulden kommen ließen, jedesmal mit exemplarischer Schärfe, und keine Rücksicht eigner Gefahr vermochte ihn von diesem Grundsatze abzugehen. — Als er die Befehlshaberstelle über die Bande antrat, war die Barbarey derselben auf das Höchste gestiegen. Gleich im Anfange seines Kommando's hatte er hiervon ein schröckliches Beyspiel.

Bey einer einige Stunden von Rom verübten Räuberey war Vater und Sohn zugleich zugegen. Beyde wurden, bey der Gegenwehr, welche die Beraubten leisteten, verwundet, ohne daß einer von dem Zustande des andern etwas wußte. Der Vater, dessen Wunde unbedeutend war, mordete dafür die Weiber und Säuglinge der Beraubten mit der empörendsten Grausamkeit, indem er, nachdem er am ersten seine viehische Lust gesättigt, ihnen den Bauch aufriß. Nur ein einziger von den Angegriffenen entkam durch schnelle Flucht, welche er gleich im Anfange des Angriffs ergriff, alle übrigen opferte der Verwundete und seine Kameraden ihrer Rache, so wenig auch Mord in den Plan ihrer gegenwärtigen Handlung gehörte, welche blos auf Raub abgesehen war.

Eine Strecke von dem Orte der That traf der Vater seinen Sohn an, der gleich beym Anfange des Gefechts gefährlich verwundet worden war, und den seine Kameraden zurückgebracht hatten. Seine Wunde verhinderte denselben, der Bande nachzueilen, und da von den Angefallenen einer entflohen und aller Wahrscheinlichkeit nach auf ein benachbartes Ort gesprungen war, um Hülfe zu hohlen, so glaubte der Vater, der die Gesellschaft anführte, daß dieses derselben gefährlich werden könne, weil sein Sohn, an schneller Flucht verhindert, ergriffen, und hierdurch er so wohl als seine Kameraden verrathen werden würde, welches er

um so mehr zu verhindern suchte, als er ein wohlhabender zu Rom mit beträchtlichen liegenden Gütern angesessener Fleischer war. Diese Betrachtungen überwanden die väterliche Liebe dieses Ungeheuers, und so sehr der arme Junge flehte und jammerte, so gewiß er versprach, mit der Eile der Fliehenden gleichen Schritt zu halten, und so sehr selbst die übrigen für denselben baten, und demselben fortzuhelfen, ihn sogar, wenn es nöthig wäre, zu tragen sich erboten, so konnte gleichwohl nichts des Barbaren Entschluß ändern; der Unglückliche ward von ihm Beichte gehört und dann erschossen, worauf er ihm die Kleider abzog, das Gesicht mit vielen Schnitten zerfleischte, um denselben unkenntlich zu machen, und ihn sodann ohne Rührung liegen ließ. Jeronimo strafte diese ungeheure That mit dem Tode des Ungeheuers, welches dieselbe begangen, dem er beyde Hände, und dann den Kopf abhauen ließ. Ein andrer hatte seine Frau und zwey Kameraden vergiftet, um die Wirkung eines von ihm neuerfundnen Giftes zu erforschen, und Jeronimo ließ gleiche Strafe gegen denselben eintreten. Mit gleicher Strenge hielt er auf die Subordinazion, und eiferte gegen die Uebertretung der Gesetze des Bundes. Durch eine solche Strenge, wovon diese wenigen Beyspiele zeigen, erhielt er eine Ordnung bey der Bande, welche einem rechtlich disziplinirten Heere Ehre gemacht haben würde.

Jeronimo fühlte die Last seines Standes in ihrer ganzen Schwere, aber er war stark genug, dieselbe zu tragen. Eine gute Handlung, die er übte, eine Bubenstück, das er verhinderte, war seinem Herzen reichlicher Lohn für allen den Gram, unter welchem es sich abarbeitete, und stärkte ihn, um männlich dulden und ausharren zu können. Eins fehlte noch, um ganz ihn unglücklich zu machen, — eine unglückliche Liebe — und auch damit kränkte ihn das Schicksal, gleich als ob es nun einmal bestimmt hätte, seinen ganzen Köcher auf ihn zu leeren.

Jeronimo war ganz zur Liebe gemacht. Empfänglich für alle Freuden, und Schwärmer wie er war, war es sonderbar genug, daß sich bis jetzt noch nicht eine Leidenschaft seiner bemächtiget hatte, welche Karaktere dieser Art sonst so früh angreift. — Er war sechs und zwanzig Jahre alt geworden, und hatte noch nicht die Freuden und den Schmerz gefühlt, welche die Liebe uns giebt. Aber jetzt hatte seine Stunde geschlagen.

Er war auf dem Rückwege von Ravenna, wo er die dortige Bande visitirt hatte, als er unterwegs in einem Walde, durch welchen er fuhr, eine weibliche Stimme um Hülfe rufen hörte, welche aus einem benachbarten Gebüsche zu kommen schien. Anfangs hielt er dies für eine Expedition seiner Bande, nachdem er aber mehrmal frucht-

los das Zeichen gegeben hatte, welches die Banditen ab- und von einem Orte zum andern rief, sprang er vom Wagen, und eilte in das Gebüsch und dem Orte zu, von welchem der Ruf zur Hülfe ertönte. Er war bald auf demselben angekommen. Vier Kerls hatten ein junges Mädchen hierher geschleift, und beschäftigten sich jetzt, dasselbe zu knebeln und zu halten, damit ein fünfter seine viehische Lust an demselben befriedigen könne. Jeronimo und sein Begleiter begannen, ohne sich viel zu besinnen, den Kampf gegen die überlegene Menge, wovon einer bey dem Frauenzimmer, das erschöpft an Kräften in Ohnmacht da lag, zur Wache zurückblieb; die übrigen sich gegen sie wendeten und mit äußerster Ungestüm über sie herfielen. Jeronimo fand bald, daß er mit Männern zu thun hatte, welche eben so geübt in den Waffen, als tapfer waren. Indeß gelang es ihm, einen derselben zu Boden zu strecken, während sein Kamerad einen andern verwundet hatte. Jetzt ließ Jeronimo, da er hierdurch Luft bekam, ein durchdringendes Pfeifchen hören, und diese List gelang. Seine Gegner, welche dies für ein Zeichen hielten, das eine überlegene Menge herbeyrufen sollte, ergriffen sämtlich die Flucht, und überließen Jeronimo'n das Mädchen, um welches der Kampf gekämpft war. Es war nachgrade Zeit, daß Jeronimo von seinen Feindeu befreyt ward, da er aus mehreren Wunden blutete, und matt zu werden anfing.

Sie brachten das Mädchen in ihren Wagen, welches, indem es ihnen für seine Rettung dankte, sie beschwur, sie nach Rom zurück zu liefern. Es war ein junges, reizendes Geschöpf von dem edeln altrömischen Schlage, doppelt interessant durch die Unordnung, in welcher sie sich befand; — Jeronimo nahm um so mehr Antheil an derselben, als die romantische Art, auf welche er mit derselben bekannt geworden, so sehr auf seine Schwärmerey wirkte. — Sie war die Tochter eines Silberschmidts, das Muster der Schönheit und Grazie, die von ihrer Entführung weiter nichts anzugeben wußte, als daß vor einigen Wochen ein Offizier bey ihrem Vater gewesen, und nachdem er demselben mehrere Silberwaaren abgekauft, ihm den Antrag gemacht habe, einem ungenannten Vornehmen seine Tochter zu einem ungeheuren Preise zu überlassen, welchen schändlichen Antrag ihr Vater mit der äußersten Verachtung verworfen, und den niederträchtigen Kuppler aus dem Hause gejagt habe. Heute morgen, als sie mit ihrer Mutter sehr früh aus der Kirche gegangen, sey sie jähling in einer stillen Seitengasse von den fünf Männern ergriffen worden, aus deren Händen sie Jeronimo so eben errettet, welche ihr den Mund verstopft, und sie in einen ohnfern haltenden Wagen geschleppt hätten, der mit ihnen in dem schnellsten Laufe der Pferde davon und dem Orte zugeeilt sey, wo Jeronimo sie angetroffen

habe. Da dies das Ziel ihrer Reise gewesen zu seyn schiene, und die Pferde nicht weiter fortgekonnt hätten, so habe man ihr hier die Hände, welche ihr zuvor auf den Rücken gebunden gewesen wären, entfesselt, das Tuch aus dem Munde genommen, mit welchem sich zu ersticken sie sich bemüht habe, und so sie in die Tiefe des Waldes geschleift, ohne auf ihr Schreyen zu achten, indem man ihr die Wahl gelassen, entweder gutwillig die Begierden des einen ihrer Begleiter, welcher der Herr der übrigen zu seyn geschienen, und von diesen Sua Excellenza genannt worden sey, zu befriedigen, oder mit Zwang zuerst von allen fünfen mißbraucht und dann gemordet zu werden. Sie habe mit dem äußersten Abscheu gegen diese Menschen gekämpft, sey aber eben daran gewesen, zu unterliegen, als der gute Himmel Jeronimo'n noch grade zu rechter Zeit zu ihrer Rettung herbeygeführt habe.

Jeronimo brachte Jeanetten — so hies dies reizende Mädchen — in die Arme ihrer verzweifelnden Eltern zurück, deren Dank sich mit dem ihrigen vereinigte. Er gab sich für einen Kaufmann aus Ostia aus, und erschien als solcher von nun an alle Tage in dem Hause des Mädchens, das er bald mit der unbeschreiblichen Zärtlichkeit und dem Feuer liebte, welches seinem Karakter eigen war. Jeanette fühlte gegen ihren Erretter den innigsten Dank, welcher bald in die feurigste Liebe zu dem schönen, edlen Manne überging.

Jetzt fühlte sich Jeronimo zum erstenmale in seinem Leben glücklich durch die Liebe dieser reinen, schuldlosen Seele, und er vergaß und vergab es allen seinen Feinden, daß sie ihn in die bedaurungswürdige Lage gebracht hatten, in der er sich befand, und die er jetzt für sein Glück hielt, weil er glaubte, daß er unter andern Umständen seine Jeanette nicht kennen gelernt haben würde. Er nahm sich vor, die Bande zu verlassen, mit Jeanetten jenseits der Alpen zu fliehen, und dort ganz seiner Geliebten und der Natur zu leben.

Eins war ihm noch übrig. Er mußte Jeanetten seinen Stand bekennen, und erwarten, ob ihr der blutige, gefürchtete Räuberhauptmann noch eben so theuer seyn würde, als es der sanfte, edle Mann war, den sie bisher als Kaufmann geliebt hatte. Dann erst konnte er erwarten, mit ihr ganz glücklich zu werden.

Er that diesen wichtigen Schritt. Mit der ganzen Seelengröße und aller Standhaftigkeit eines großen Mannes trug er seiner Geliebten seine Geschichte vor, die stumm und wie aus einem langen Traume erwachend seine Erzählung anhörte. Als er geendet, und nun die Angebetete um Entscheidung bat, da eilte das edle Mädchen im Kampfe der Verzweiflung weg, indem sie Jeronimo'n bat, heute sie zu verlassen, und morgen Mittag wieder zu kommen. — Wie eine Ewigkeit lang ward Jeronimo'n diese Nacht und der

Morgen des anders Tags; einem Wütenden gleich stürzte er zur bestimmten Stunde in die Wohnung Jeanettens; heulend und händeringend wankte ihm derselben Mutter entgegen; die Unglückliche hatte Gift genommen, und war seit heute früh nicht mehr.

Dieser Schlag war zu hart für den Armen. Mit Gleichgültigkeit und Kälte hatte Jeronimo alle die schröcklichen Schläge des Schicksals bisher erlitten, nie hatte ihn seine Entschlossenheit und jener Gleichmuth der Seele, welcher den Grundkarakter eines großen Geistes ausmacht, verlassen; diesen Schlag fühlte er tief. Wie durch einen Blitz von der höchsten Höhe des Glücks in eine schwindelnde Tiefe heruntergestürzt, sah er sein ganzes Glück, seine ganze Seligkeit scheitern. Jahrtausende voll seliger Empfindungen konnten diesen einzigen Moment des Schmerzes nicht aufwiegen. Jetzt hatte er mit der ganzen Schöpfung abgerechnet, für ihn gab es kein Glück mehr.

Schon mehr als einmal hatte ihn in der Trauerlaufbahn, welche die Bestimmung ihm angewiesen hatte, der Gedanke angewandelt, zu enden. Ein Druck der Pistole, ein Stich des scharfen Dolchs mit Männerkraft geführt, eine kleine Dosis Pulver, das die Gedärme bersten macht, war im Stande, alle die namenlosen Leiden zu enden, welche das Schicksal über ihn verhängt hatte; ein

Moment des Schmerzes konnte den Unglücklichen von jahrelanger Pein erlösen. Mehrmal hatte Jeronimo schon die Pistole angesetzt; aber der Gedanke, daß es schimpflich sey für den Mann von Geistesstärke und Muth, dem Schicksale zu weichen, ließ ihn eben so schnell wieder absetzen. Jetzt war der Augenblick da, wo er im Begriffe stand, seinem Schicksale zu unterliegen; aber auch jetzt hielt ihn sein Stolz hiervon zurück. Er schämte sich, schwächer zu seyn, als das Schicksal, und diesem zu unterliegen. Er fühlte es, daß Selbstmord das Mittel feiger Schwächlinge sey, sich von einem Schmerze zu befreyen, welchen zu ertragen sie zu schwach oder zu feig sind. — So niedrig feig wollte Jeronimo nicht enden, kalt und groß legte er die Pistole von sich, die er schon ergriffen hatte, und duldete als Mann. — Niemand fand Spuren des schröcklichen Schmerzes an ihm, der bisher in seinem Innern gewütet hat, er schien aus seiner Seele weggewischt zu seyn. Zwey Gegenstände beschäftigten denselben jetzt ganz. Er wollte den Manen seiner Jeanette den Buben zum Opfer bringen, der einst dieselbe so schändlich beleidiget hatte, und der, nach der eignen Art zu raisonniren, die er hatte, die vorzüglichste Ursache seines jetzigen Unglücks war, da die Entführung Jeanettens die Gelegenheit war, durch welche er dies unglückliche Mädchen kennen gelernt hatte, und also dadurch die

mittelbare Veranlassung geworden war, daß er jetzt so namenlos unglücklich war.

Das zweyte war die Errettung seiner unglücklichen Mutter. Dies bedaurungswürdige Weib, dessen Verbrechen darinn bestand, daß sie Jeronimo'n das Leben gegeben hatte, schmachtete immer noch im Kloster. Vergebens hatte lange Jeronimo, der sich selbst als die Ursache dieses traurigen Schicksals ansah, und um so mehr sich aufgefordert fühlte, dasselbe zu enden, sich alle nur erdenkliche Mühe gegeben, den Aufenthalt derselben zu erforschen, nie war er hierinn glücklich gewesen, und eben darum hatte er den päbstlichen Unterhändlern geglaubt, welche, als er bey den oben angeführten Unterhandlungen mit dem Pabste es zur ersten und einzigen Bedingniß machte, daß seine Mutter befreyt werde, ihn versicherten, daß dieselbe vorlängst gestorben sey. — Jetzt hatte er neuere sichere Spuren erhalten, daß sie noch in einem unbekannten Kloster lebe, und noch ihr Schicksal gleich hart sey, und er verdoppelte seine Bemühungen zu ihrer Rettung, die lange noch nicht ihm gelingen wollte.

Leichter ward es ihm, den Buben zu entdecken, der einst Jeanetten entführt hatte. Seine eignen Theilnehmer an der That verriethen ihn. Es war Malesino, des Pabsts Schwestersohn, der als General die päbstlichen Truppen kommandirte. Ein vollendeter Bösewicht, dessen Sündenmaas

vorlängst voll war; und dessen Tyranney keine Gränzen hatte. Erst jetzt hatte er einen der Elenden, welche bey Jeanettens Entführung ihm Hülfe geleistet hatten, mißhandelt, und durch Hunde hetzen lassen, welche denselben zerfleischt und beynahe zerrissen hatten; nach dem siebenjährigen Kinde desselben hatte er zum Zeitvertreibe Bolzen geschossen, die demselben eine Senne des Kniees zerschnitten hatten, wovon es für sein ganzes Leben lahm grworden war. Zur Rache zu ohnmächtig hatte dessen unglücklicher Vater alle die geheimen Schurkenstreiche ausgeplaudert, welche er dem Ungeheuer vollführen helfen, und wovon Jeanettens Entführung keiner der gröbsten war.

Dieser Bube hatte Jeanetten öfters in der Kirche au der Seite ihrer Mutter gesehen, und eine Leidenschaft für dieselbe gefaßt, die ihn verzehrte. Nicht gewohnt, seine Begierden zu zähmen, ließ er dem Vater derselben Anträge machen, ihm die Unschuld seiner Tochter zu verkaufen, und da dieser den entehrenden Antrag mit Abscheu von sich wies, so veranstaltete er ohne viele Umstände jene Entführung, deren Erfolg wir gesehen haben. Fruchtlos brütete er Rache über denjenigen, der ihn an der Vollführung seines Verbrechens gehindert hatte, da dieser ihm unbekannt blieb.

Jeronimo ließ den Elenden in seinem eignen Hause aufheben, zwang ihn, dem von ihm gelähm-

ten Kinde und noch mehreren durch ihn unglücklich gewordenen Personen Schuldscheine auf beträchtliche Entschädigungs-Summen auszustellen, und ließ ihn dann niederschießen.

Dieses Verfahren ward durch die Entschädigten selbst allgemein bekannt. Ganz Rom jubelte über den Edelmuth des Räubers, denn ganz Rom hatte den Schurken verabscheut, der durch ihn den Lohn seiner Verbrechen erhalten hatte, und die Unglücklichen bedauert, welche sein Opfer gewesen waren. Aber dem Pabste hatte Jeronimo an die Seele gegriffen, denn der Hingerichtete war sein Liebling gewesen. — Ueberzeugt, daß er demselben auf keine andre Art beyzukommen vermöge, ließ er ihm wissen, „daß seine Mutter ihm für alle Handlungen Jeronimo's zur Geißel bleibe, die er an derselben rächen werde, und daß er Anstalten getroffen habe, daß der Tag, an welchem er der Pabst sterben werde, auch der Todestag seiner Mutter sey."

Dies war Jeronimo'n an seiner schwächsten Seite angegriffen. Er hatte immer mit der innigsten Zärtlichkeit an seiner Mutter gehangen, die glücklichen Tage der Kindheit, welche er unter ihrer liebevollen Pflege gelebt, die Innigkeit, mit welcher sie ihn geliebt hatte, standen tief und lebhaft in seinem Herzen. Das unglückliche Weib hatte schon so viel für ihn, wegen ihm gelitten, und er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß dieselbe seinetwegen noch mehr leiden sollte. —

Die ganze Bande ward daher in Bewegung gesetzt, dem, welcher den Aufenthalt derselben auskundschaften würde, eine höchst beträchtliche Belohnung zugesichert, und bereits nach einigen Wochen war Jeronimo so glücklich, den Ort ihrer Aufbewahrung zu erfahren.

Es war ein Kloster an den pontinischen Sümpfen, in der ungesundesten und elendesten Lage, wohin dieselbe gebracht worden war, und worin sie seit so vielen Jahren ihr Leben vertrauerte. Sie lebte dort in ein Zimmer eingesperrt, aus dem ihr nur selten auszutreten erlaubt ward, um unter der Aufsicht einer alten strengen Nonne in den Gärten des Klosters die schlechte Luft einzuathmen, welche von den Ausdünstungen des benachbarten Sumpfes verpestet ward. Schlecht genährt, und der tödtenden Langeweile preis gegeben, lebte sie hier ein Leben, gegen welches ein plötzlicher Tod Wohlthat gewesen wäre. — Um schröcklicher noch sie zu quälen, hatte man sie von Jeronimo's jetzigen Verhältnissen unterrichtet, und unterließ nicht von Zeit zu Zeit sie von Schandthaten zu unterhalten, welche dieser ihr unglücklicher von ihr noch immer geliebter Sohn begangen haben solle, oder sie mit der peinlichen Nachricht zn quälen, daß derselbe eingefangen, und den Tod der Missethäter auf dem Rade gestorben sey, eine Nachricht die man dann von Zeit zu Zeit widerrief, um sie von neuen Unthaten zu unterhalten, welche man demselben zur Last legte, und die ihr weher

thaten, als selbst die Nachricht von seiner schmählichen Hinrichtung. Die Aebtissinn des Klosters, in welchem Josephine dies Marterleben lebte, war dem Pabste gänzlich ergeben, die blinde Vollstreckerinn seines Willens, den sie immer noch grausamen vollführte; ein wahrer Teufel in Weibesgestalt.

Als der Pabst erfuhr, daß Jeronimo seinen Neffen getödtet, raubte er Josephinen die wenige Freyheit noch, welche dieselbe bisher genossen hatte. Die Unglückliche ward in ein schröckliches Gefängniß gebracht, wohin kein Schein des Sonnenlichts eindrang, und dort sogar gefesselt. Wasser und Brod war jetzt ihre einzige Nahrung.

Jeronimo raste, als er diese unerhörte Grausamkeit gegen eine unschuldige Unglückliche erfuhr. Mit dem größten Theile seiner Bande stürmte er das Kloster, die Aebtissinn mußte durch Geißeln gezwungen werden, den Ort anzugeben, wo Josephine verwahrt ward, und so ward dieselbe gerettet. Das Kloster ging im Rauche auf.

Josephine genoß der Freyheit, welche ihr Sohn ihr verschafft hatte, und ihres besseren Glücks nicht lange. So vieljährige Leiden hatten sie erschöpft, und ihren ohnehin zarten Körperbau angegriffen; ein zehrendes Fieber nagte an ihrer Gesundheit, nach wenigen Monaten war sie nicht mehr. Mit ihr schwand die letzte Freude, welche Jeronimo hiernieden hatte. Kurz

nachher starb auch der Pabst, der so vieles Unglück über diese Familie gebracht hatte, und ward auf diese Art Jeronimo's Rache entzogen.

Noch zwey Jahre blieb Jeronimo in seiner vorigen Spähre, und es ist der Volkssage nach ungewiß, ob er in der ganzen Zeit seiner Wirksamkeit mehr Gutes oder mehr Uebles gewirkt habe. Aber immer höher stieg seine Unbehaglichkeit und der Ueberdruß eines Lebens, das ihm keinen Genuß gewährte, und mit so vielen Widerwärtigkeiten verknüpft war. Es war nicht mehr der blühende, schöne Jüngling, noch vor kurzem die Bewunderung aller; sein matter, hinsterbender Blick, nur schwach noch von der Lebhaftigkeit seines Geistes und dem Feuer seines Temperaments zeigend, schien laut zu verkünden, daß er mit allem abgerechnet habe, — ein achtundzwanzigjähriger Greis. Nur da, wo es irgend etwas außergewöhnliches galt, belebte sich der moralisch Hinsterbende, schien er neue Schwungkraft zusammen zu fassen, und neu belebt zu werden.

Jetzt brütete er noch über einem großen Entwurfe. In dem Gefühle, daß der Wurm, der an der Blume seiner Jugend nage, ihn bald aufgezehrt haben werde; daß er dann enden müsse; daß dann nothwendig das Gebäude, welches er mit so vieler Mühe aufgeführt habe, zusammenstürzen, und unter seinen Trümmern vielleicht eine ganze Generazion begraben würde; überzeugt,

daß er die großen Plane, welche seine kühne Phantasie, vor dem wirksamer als jetzt, entworfen, nicht ausführen könne, und daß keiner nach ihm sie auszuführen im Stande seyn werde; überzeugt, daß nach ihm die Zügel, welche er für seine Bande erfunden, und mit denen er den Auswurf seiner Zeit, in ein Ganzes zusammengefaßt, lenkte, in die Hände eines Schwächern kommen und so zerrissen werden würden, weil dieser sie nicht zu halten verstünde, und daß dann namenloses Unheil entstehen müsse, beschloß er, ehe er abträte, seinem Vaterlande und der Menschheit noch den wichtigen Dienst zu leisten, daß er sie von dieser Sorge befreye, die selbst ihn, der die Folgen in ihrem ganzen Umfange kannte, schauern machte.

Es war schwer, das Vaterland von einer so sehr gefährlichen Menschenmasse zu befreyen, ohne diese zu verrathen. Jeronimo's schöpferischer Geist fand einen Ausweg, den einzigen vielleicht, der möglich war, und den auch nur er wieder ausfinden, auf dem nur er glücklich seyn konnte.

Er hatte nach und nach seinen Leuten einen Geschmack am Abentheuerlichen beygebracht. Je wilder, sonderbarer, abentheuerlicher, mühsamer und verwickelter die Avanture war, um desto willkommner war sie denselben. Ein gewisser Geist von Ehre, — wenn man es so nennen kann — belebte

sie, und dieser fand seinen Geschmack und Nahrung am Außerordentlichen und Abentheuerlichen. Auf diesen Zug gründete Jeronimo seinen Plan, an welchem er lange arbeitete, und den er endlich, von einem dazwischenkommenden glücklichen Zufalle unterstützt, mit dem besten Erfolge ausführte.

Er entwarf nämlich den Plan, mit seiner ganzen Bande Italien zu verlassen, sich einer der fruchtbaren Inseln des Archipelagus zu bemächtigen, welche den Türken entrissen werden müßte, und dort eine eigne Republick zu stiften. Da er seine Grundsätze politischer Freyheit der ganzen Menschheit nicht mittheilen, nicht alle von dem Joche der Tyranney befreyen, und ihnen eine bessere Verfassung geben konnte, so wollte er doch wenigstens einen eignen Staat nach seinen Grundsätzen stiften, wo Freyheit und Menschenglück zu Hause wären, die Menschen sich der Natur mehr näherten, die konvenzionelle Scheidewand eingerissen, und Tugend und Moralität in ihre Rechte eingesetzt würde; ein Staat, der den freyeren Geistern, die vor dem Geißeln der Tyranney und dem Zähnefletschen ihrer Inquisitoren flüchteten, zur Retraite diene.

Daß er diese schöne Welt, welche er sich erträumte, mit Ungeheuern bevölkern müsse, brachte er in mindern Anschlag. Er rechnete auf ihre Regenerazion, wenn die veranlassenden Ursachen,

welche sie jetzt zu Bubenstücken reizten, entfernt wären; er glaubte, daß die einfacheren Verhältnisse, in die er sie zu versetzen dachte, jene moralischen Reibungen entfernen würden, die er für die Quellen der Bosheit hielt, und daß sie dem Mangel an Bedürfnissen abhelfen würden, in dem er die vorzüglichste Quelle des Lasters zu finden glaubte; denn er war bey seinem liebenden Herzen geneigt zu glauben, daß alle Menschen im Grunde gut, und blos die sie umgebenden Verhältnisse und auf sie einwirkenden Umstände es wären, welche sie schlecht machten.

Diesen Plan theilte er seinen Leuten mit, die er nach und nach für denselben so einzunehmen wußte, daß sie selbst auf dessen Ausführung zu dringen anfingen. Das Ganze hatte einen romantischen Schwung, wie ihn dieselben liebten, und jeder mahlte sich nach seiner Art und Weise das Schlaraffenleben, das er in der neuen Republik zu führen gedachte; jeder träumte sich, dort glücklicher zu werden, als er jetzt war; alle tranken schon in Gedanken den Chiеerwein, und schliefen bey den zirkassischen Grazien. — Jeronimo verhehlte denselben die Gefahren nicht, mit denen dies Unternehmen verbunden sey, er schilderte sie ihnen vielmehr in ihrem ganzen Umfange, und vergrößerte sie sogar noch. Dies war Oehl in das Feuer gegossen, vermehrte den Muth der Bande, und entflammte ihre Begierde noch lebhafter, weil dadurch der Zug derselben immer mehr den Ka-

rakter des Abentheuerlichen und Außerordentlichen erhielt.

Jetzt hatte Jeronimo unter seinen Leuten eine Stimmung erzeugt, wie er sie gewünscht hatte, und machte daher ernstliche Anstalten zu Ausführung seines Planes. Eine Menge Abentheurer und Schwärmer schlossen sich an die Bande an, als die Sache ruchtbarer ward, und bald sah sich Jeronimo an der Spitze von fünftausend Mann, welche täglich heftiger in ihn drangen, die vorhabende Expedizion auszuführen. Ein glücklicher Zufall setzte ihn in Stand, dieselbe beschleunigen zu können.

Der Bassa Muradan von Albanien, ein ähnlicher Schwärmer, war in Insurrekzion gegen die Pforte. Er hatte sich vorgenommen, den Despotismus einer grausamen Regierung zu brechen, und das schönste Land Europa's von den Ketten zu befreyen, in welche die Tyranney seine Bewohner geschlagen hatte. — Aus den Trümmern des Despotismus sollte der Freyheit ein Altar auf der Stelle errichtet werden, wo ehedem ihr heiliges Feuer zu Athen und Sparta brannte. Seit einem Jahre lag er dieserhalb mit der Pforte in einem Kampfe, dessen Vortheile bisher noch immer auf seiner Seite gewesen waren, und so groß auch die Uebermacht war, mit welcher er es aufzunehmen hatte, so ersetzten doch Freyheitslie-

be und Enthusiasmus, diese edlen Mütter gigantesker Kinder, alles. Er hatte bereits beträchtliche Fortschritte gemacht, eine große Strecke Landes erobert, und rüstete sich jetzt, durch diese Eroberungen verstärkt, zu einem Hauptschlage, der über das Schicksal Griechenlandes entscheiden sollte. Dagegen that auch von ihrer Seite die Pforte alles, nicht nur, um die Plane Muradan's zu vereiteln, sondern um ihn selbst zu zernichten, und die Rache an ihm zu nehmen, nach welcher Tyrannen immer so sehr lechzen. Alle Bassen wurden aufgeboten, während des Winters noch ihre Korps zusammen zu ziehen, und mit dem Anbruche des Frühlings sollte sich der Grosvezier selbst an die Spitze einer Armee stellen, dergleichen die Pforte noch nicht auf den Beinen gehabt hatte.

Muradan, der den harten Stand voraussah, welchen er haben würde, gerieth auf den Gedanken, bey den christlichen Mächten, deren Haß und Eifersucht gegen die Türken, von dem Fanatismus der damaligen Zeit angefacht, er kannte, Hülfe zu suchen. Er versprach dem Könige von Ungarn beträchtliche Besitzungen, sendete Gesandschaften nach Pohlen, und vorzüglich nach Italien, wo der Fanatismus die dreyfache Krone trug. Seine Gesandten glaubten vorzüglich auf den Pabst zu wirken, und diesen zu bestimmen, einen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen, wenn sie ihm versprächen, daß Muradan die christliche

Religion selbst annehmen, und in ganz Griechenland einführen wollte. Aber immer stand der Religionseifer der Päbste ihrer Politik nach. Der Pabst fürchtete, es mit einer Macht zu verderben, welche den Muradan zernichten konnte, ehe noch der Kreuzzug gepredigt war, von dem er sich ohnehin, da bereits der Fanatismus sich zu verkühlen anfing, nicht viel versprechen konnte. Ohnbedeutende Unterstützungen und zweydeutige Zusicherungen waren alles, was Muradan's Gesandte vom römischen Hofe und den übrigen Höfen, auf welche derselbe so sehr gerechnet hatte, erhalten konnten; alle wollten erst den Erfolg abwarten, ehe sie handelten, um mit Sicherheit handeln zu können, und an den Folgen der Siege Muradan's Antheil nehmen, ohne ihm dieselben erkämpfen zu helfen.

Muradan war der Mann für Jeronimo Schwärmer wie er für Freyheit und Menschenglück, und gleich ihm von Feuereifer gegen Despotismus und Tyranney beseelt, schien es das Schicksal bestimmt zu haben, diese zwey gleichgeschaffenen Seelen zusammen zu führen, wenn auch ein noch so großer Raum sie trenne, um gemeinschaftlich zu siegen, oder zu sterben, und gemeinschaftlich unter den Trümmern ihrer großen und edlen Plane begraben zu werden.

Muradan's Gesandte erfuhren in Rom nicht so bald Jeronimo's Plane, als sie mit demselben

Staatliche Bibliothek Bamberg

in Unterhandlungen traten, welche auch bald zu Stande kamen. Diesen zufolge trat Jeronimo mit seinem ganzen Korps zur Unterstützung des Bascha's auf, welcher dagegen dessen Verpflegung besorgte, eine beträchtliche Summe an dasselbe zahlte, und nach Beendigung des Kriegs ihnen einige ansehnliche Inseln im Archipelagus als ein freyes, unabhängiges Eigenthum überließ, und mit diesem neuen Staate ein ewiges Bündniß abschloß.

Der Pabst, der hierbey den doppelten Vortheil hatte, daß seine Staaten von einer so großen Menge schädlicher Menschen gereiniget wurden, und daß Muradan ohne seine eigne direkte Einwirkung eine so beträchtliche Hülfe erhielt, unterstützte diesen Plan, machte bey den Verhandlungen zwischen Muradan's Gesandten und Jeronimo den Vermittler, ließ diesem aus seinem Kammerschatze eine beträchtliche Summe als ein Geschenk zu Bestreitung der Reisekosten auszahlen, und versah die Bande reichlich mit Ablässen und Indulgenzen aller Art, denen er seinen Segen anhängte, und hierdurch den Feuereifer derselben für eine Sache verstärkte, welche sie nun für die Sache der Religion ansahen, und als solche doppelt lieb gewannen.

Mit einer Armee, die sich auf sechs tausend Mann belief, marschirte jetzt Jeronimo in Eilmärschen nach Albanien, wo ihn der Pascha um

so herzlicher willkommen hieß, als seine Feinde täglich sich mehrten, und mit diesen seine Verlegenheit immer mehr wuchs. Nicht immer geht die Freyheit siegreich aus dem Kampfe mit dem Despotismus hervor, der immer ihren Athleten die äußerste Anstrengung gegen die ungeheuren Hülfsmittel kostet, die jederzeit dem Despotismus zu Gebote stehen. Hier insbesondere war der Kampf äußerst ungleich; und nur die Talente Jeronimo's und Muradan's und der Enthusiasmus ihrer Heere konnten zum Theile das ersetzen, was ihnen an Stärke gegen die zehnmal überlegene feindliche Macht abging.

Muradan glaubte dem Schlage, der ihm bevorstand, zuvor zu kommen, wenn er die Arme des Grosveziers angriff, ehe dieselbe sich gesammelt hatte. — Sein Heer bestand einschließlich der ihm von Jeronimo zugeführten Verstärkung aus nicht mehr als achtzehntausend Mann, denen es sehr an Waffen und Kriegsbedürfnissen gebrach, da der Grosvezier, der recht gut einsah, daß Muradan bey dem gänzlichen Mangel an Hülfsquellen von selbst fallen müßte, durch mehrere starke hin= und wieder verlegte Korps ihm alle Verbindung abgeschnitten hatte, welche stets ihn beunruhigten, alle Zufuhren wegnahmen, und indem sie sich immer zurückzogen, sobald der Albanier auf sie los ging, dessen Angriff nie standen. Eben diese mißliche Lage war ein Grund

mit, warum Muradan und Jeronimo beschlossen, den Feind so schnell als möglich anzugreifen.

Sie mußten, ehe sie sich der Hauptarmee nähern konnten, die sich im Rücken mehrerer vorgeworfener Korps sammelte, und von diesen gedeckt ward, zuerst die kleinen Korps, welche dicht vor ihnen standen, und sie unaufhörlich beunruhigten, wegjagen, dann zwey größere Korps, wovon das eine ihnen in der Fronte, das andere aber in der Seite stand, schlagen. — Mit dem glücklichsten Erfolge verdrängten sie die kleinern Korps, die sich aber diesmal nicht, wie sonst, wenn sie Muradan angriff, zerstreuten, sondern jetzt sich auf die zwey größern Korps warfen, sich bey diesen sammelten, und diese verstärkten, woraus Muradan und Jeronimo schon jetzt den traurigen Schluß zogen, der sich in der Folge nur zu sehr bestätigte, daß sie von Verräthern umgeben seyen, welche, von dem Feinde erkauft, ihre Plane an diese verriethen.

Jetzt theilten die beyden Heerführer die Armee in zwey Korps, wovon Jeronimo mit seinen Italiänern das Korps, welches gegen Muradan's Fronte stand, und Muradan selbst jenes, welches ihn in der Seite bedrohte, angriff. Mit unglaublicher Tapferkeit und Kriegskunst schlug Jeronimo das Korps, gegen welches seine Bestimmung ging, und das ihm an Anzahl reichlich dreymal überlegen war, und zerstreute dasselbe, während Mura-

dan selbst, der mit einem weit stärkeren Heere einen Feind zu bekämpfen hatte, der bey weitem nicht so stark war, als der, welchen Jeronimo geschlagen hatte, von diesem geschlagen und in die Flucht gejagt ward. Hierdurch ward Jeronimo, dem das Seitenkorps der Feinde jetzt schon zum Theile im Rücken stand, gezwungen, um nicht gänzlich abgeschnitten zu werden, sich gleichfalls zurück zu ziehen, und verlor die Frucht seines Sieges, indem er nicht nur abgehalten ward, den in Unordnung fliehenden Feind zu verfolgen, und seine Vortheile zu benutzen, sondern sogar sich den Rückzug erkämpfen mußte, weil er bereits von dem Korps Muradan's abgeschnitten war, wobey er zugleich noch wie im Vorbeygehen einen Theil des siegreichen feindlichen Korps schlug. — Dies war indeß eine weitre Bestätigung der Erfahrung, daß Muradan Verräther bey seinem Heere hatte.

Hierdurch war demnach der Plan der beyden Heerführer in so weit vereitelt, daß dieselben ihre ganze Operazion von vorne anfangen mußte, wodurch dann der Feind Zeit gewann, die Zusammenziehung seiner Armee ohne Hinderniß zu beschleunigen. Zwar drückten jetzt Jeronimo und Muradan die vorgeworfenen Korps glücklicher zurück, als das erstemal, da sie nun ihre Plane mit der äußersten Strenge geheim hielten, aber mittlerweile hatte der Grosvezier seine Truppen zusammengezogen und organisirt, und rückte jetzt selbst ihnen mit einer furchtbaren Macht entgegen.

Muradan und Jeronimo bewiesen eben soviel Klugheit, als Tapferkeit, und der feindlichen Ueberlegenheit ohngeachtet war bis jetzt noch immer der Vortheil auf ihrer Seite gewesen, nur fehlte es ihnen an Bedürfnissen jeder Art, da der Grosvezier alles um sich her verheerte, und ihnen alle Zufuhr abschnitt.

In dieser Verlegenheit beschlossen sie dem Grosvezier eine Schlacht zu liefern. Den Plan hierzu hatte Muradan selbst entworfen, und er war in jeder Rücksicht ein Meisterstück der Kriegskunst, das mit eben so viel Geschicklichkeit ausgeführt als entworfen ward. Schon neigte sich die Schlacht zum entschiedensten Vortheile Muradan's, und zur gänzlichen Niederlage des Grosveziers, als ein großer Theil von der Armee Muradan's zu Verräthern ward, und zu der Armee des Grosveziers übergieng, welche zu gleicher Zeit auf allen Seiten wieder vordrang. Jähling sah sich Muradan von allen seinen Türken verlassen, und hatte noch kaum so viel Zeit, zu Jeronimo zu eilen, der mit seinen Italiänern nun gleichfalls eingeschlossen war.

Diese wußten, daß an keinen Pardon zu denken war, und fochten verzweiflend, wie Löwen. Die Haufen der erschlagnen Feinde lagen schichtenweise aufeinander, und bedeckten dieselben gleich Schanzen gegen ihre Feinde selbst. Jeronimo und Muradan thaten alles, was sich nur erwarten ließ. — Nach zehnstündigem Kampfe schwan-

den Kräfte und Hofnung bey Jeronimo's kleinem immer dünner werdenden Haufen; da sank Jeronimo von vielen Wunden erschöpft, und athmete nicht wieder. Der kleine Haufe noch lebender Streiter verlor die Haltung, als sie ihren großen Anführer sinken sahen; ein ganzes Korps Spahis brach wütend auf sie ein; nicht ein einziger entkam.

So fiel Jeronimo Zencoprasti, von dem Schicksale gewiß zu einer andern Rolle bestimmt, als jener, die er hatte spielen müssen, und war wohlthätig noch durch seinen Tod für die Menschheit, indem er dieselbe von einer Masse von Verbrechern befreyte, wie man sie selten beysammen findet. Keine Thräne floß seiner Leiche, kein Monument ist seinem Andenken geweiht, und kein Stein bezeichnet den Ort, wo die Asche des Helden ruht, der gewiß ein besseres Schicksal verdient hätte. Nur in den Erzählungen des Volkes beruht noch sein Andenken, das an den langen Winterabenden dessen Geschichte seinen Kindern erzählt, mit einer Menge Albernheiten ausgeschmückt; und noch jetzt einen Mann segnet, der oft es vor fast zwey hundert Jahren an seinen Bedrückern gerächt hatte. —

Nach der allgemeinen Volkssage war Jeronimo der schönste Mann seiner Zeit, keiner übertraf ihn an Stärke und Bewandheit, so wie keiner ihm an männlicher Schönheit gleich kam. In

seinem Karakter zeigte sich eine sonderbare Mischung von Gutem und Schlechtigkeit, wovon erstres die Natur, letztre die Konvention und seine Schicksale ihm gegeben zu haben schien; erstres schien ihm eigenthümlich, letztre durch Zwang in seinen Karakter eingedrängt zu seyn. Er hatte ungeheure Talente, und niemand konnte es läugnen, daß er ein vortrefliches Herz hatte. Keine der niedern Leidenschaften und Schwächen, denen die Menschen so sehr unterliegen, schien in seiner Seele Raum fassen zu können. Die Schläge des Schicksals, und des Glückes launenhaftes Lächeln schienen beyde gleich wenig Eindruck auf ihn zu machen; er blieb sich immer gleich. — Man hat ihn in den mannigfaltigen und angreifenden Situazionen seines Lebens nie lachen und nie weinen gesehen, weil seine Seele stärker war, als Freude und Schmerz. — Physische Schmerzen schien er nicht zu kennen; er hielt einst seine linke Hand über ein Kohlfeuer, langsam sie drehend, ohne seine Miene zu verändern. — Unter andern Umständen hätte man ihm Tempel gebaut und Altäre errichtet. *)

*) Durch das Gemählde der Schicksale dieses merkwürdigen Mannes ist zugleich das Versprechen erfüllt, welches wir unsern Lesern in dem ersten Bande der Kriminalgeschichten, in der Geschichte des armen Fritzens thaten, in welcher Jeronimo Zencoprasti gleichfalls auf eine sehr edle Weise aufgetreten ist.

Boirlier und Mainpré,

ein seltnes Spiel der Natur.

Unfaßbar reich ist die Natur an Spielen, Abweichungen und Aehnlichkeiten in allen ihren Theilen. Diese Naturspiele, welche so oft unser Erstaunen erzwingen, erzeugen nicht selten die sonderbarsten und merkwürdigsten Vorfälle. Shakespeare hat aus einer solchen Aehnlichkeit von Zwillingsbrüdern den Stoff zu einem interessanten Schauspiele genommen, und die Verwechslungen dieser beyden mit einander geben demselben das höchste Interesse. Noch seltner und auffallender ist die Aehnlichkeit und die Verwechslung, welche in der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zwischen Boirlier und Mainpré, zwey sich ganz fremden Menschen, wovon der eine aus Beaune und der andere aus Brest war, zu einem der verwickeltsten Rechtsstreite Anlaß gab, welchen uns Putenval erzählt, und noch mehrere andre französische Schriftsteller mitgetheilt haben. Da diese in den Umständen und Verhältnissen fast überall von einander abweichen, so haben wir durch eine Zu-

sammenstellung derselben ein Ganzes gebildet, welches wir hier mittheilen; weshalb sich denn auch niemand wundern darf, wenn unsre Erzählung mit keinem einzlen derjenigen Schriftsteller, welche uns diese Thatsache aufbehalten haben, ganz übereinstimmt.

Jakob Boirlier, Kaufmann zu Beaune, einer kleinen Stadt in dem ehmaligen Gouvernement Bourgoigne, hatte von seinen Eltern ein beträchtliches Vermögen geerbt, das er in seinem achtzehnten Jahre antrat, indem er sich mit Jeanette Deprelard, einem der schönsten Mädchen der Stadt, und zugleich einer der reichsten Erbinnen vermählte. Er trieb das Gewerbe, bey welchem sein Vater reich geworden war, den Weinhandel nämlich, zu welchem die Lage und Produktion des Städtchens, worinn er wohnte, ihm einen außerordentlichen Vorschub leistete.

Boirlier war, wie alle junge Franzosen, äußerst lebhaft, unruhig, fade, ein Freund des Vergnügens, dessen Abwechslung er leidenschaftlich liebte, leichtsinnig, bonvivant. Er und seine Freunde verschafften der Waare, mit welcher er handelte, den meisten Absatz, er war, wie man im Volkssprüchworte zu sagen pflegt, sein bester Kunde selbst. Frühzeitig im Genusse seines liebenswürdigen Weibes übersättigt, rannte er von Vergnügen zu Vergnügen, versäumte gänzlich sein Gewerbe und Hauswesen, und fand nach vier Jah-

ren, die er in Hülle und Fülle durchlebt hatte, daß nicht nur sein beträchtliches Vermögen rein aufgezehrt war, sondern daß er durchaus ausser Stande sey, die bedeutenden Schulden, welche er gemacht hatte, auch nur zum zehnten Theile zu bezahlen. — Zum erstenmale in seinem Leben stellte er vernünftige Betrachtungen an, und da er sich durchaus ruinirt sah, und das Anerbieten seines Weibes, welches eben so edel als schön war, mit dem Vermögen derselben seine Schulden zu tilgen, theils nicht annehmen wollte, theils auch ihm solches wenig helfen konnte, da die Eltern und Verwandte demselben widersprachen, da seine Gläubiger immer dringender wurden, und ihm Arrest bevorstand, so entfloh er bey Nacht und Nebel, nachdem er von seiner Gattinn schriftlich Abschied genommeu hatte, und nahm Dienste unter dem Regimente Auxerois, das eben zu Marseille eingeschifft ward, um in dem Kriege, welchen damals Frankreich mit England führte, zu irgend einer Landung gebraucht zu werden. Dies meldete er seiner Gattinn, von welcher er den rührendsten schriftlichen Abschied nahm.

Das Regiment Auxerois schiffte nach Ostindien, wo es um ein Drittheil durch die zur See gewöhnlichen Krankheiten, Stürme und alle Arten von Elend geschwächt ankam, und durch drey Jahre gegen die Engländer mit abwechselndem Erfolge kämpfte. Am Ende des dritten Jahres war

die Französische Armee theils durch das Schwerd des Feindes, theils durch das außerordentliche Elend, welchem dieselbe größtentheils durch die Schurkereyen und den Betrug der Approviantirungs-Kommissairen, welche nicht um ein Haar besser waren, als ihre Nachfolger, die jetzigen französisch-Republikanischen, ohnausgesetzt unterlag, so erschöpft und zusammengeschmolzen, daß der Chef derselben es unmöglich fand, sich gegen die stets sich verstärkenden und immer neue Kräfte einsammelnden Feinde ferner zu halten, und sich daher gezwungen sah, mit den traurigen Resten seines Heeres auf einigen Transportschiffen nach Europa zurückzukehren, wo er nach einer abermals höchst beschwerlichen und langwierigen Reise mitten im Winter ankam, und im Hafen zu Toulon einlief. — Dort waren die betrübten Reste dieses ehedem so glänzenden Heeres kaum zwey Tage ausgeschifft, als schon wieder ein Befehl das Kriegsministers einlief, die Regimenter so schnell, als möglich, vollzählig zu machen und nothdürftig zu organisiren, um sogleich wieder eingeschifft zu werden, und an einem Orte zu agiren, welches in einem der Generalität verschlossen zugestellten Befehle, der erst auf einer gewissen Meereshöhe geöfnet werden durfte, bestimmt war. — Man eilte diesen Befehl zu vollstrecken, und da man mit einem unglaublichen und sonst ganz unherkömmlichen Zwange zu Werke ging, um Soldaten zu pressen, die man auf die Schlachtbank

führen könne, so waren in weniger als vier Wochen deren schon genug beysammen, um die Regimenter, freylich noch nothdürftiger, als der Befehl lautete, zu komplettiren, die man dann nebst einigen andern Regimentern, welche zur Verstärkung dazu stießen, auf Schiffe packte, und mit ihnen in die See stach.

Die Expedizion war nach Gibraltar bestimmt, welche Festung den Franzosen von jeher ein Dorn in den Augen war, so lange sie dieselbe in dem Besitze der Engländer wissen. Man wußte, daß sie nur schlecht besetzt war, und glaubte, daß sie noch schlechter verproviantirt sey, und hatte daher den Plan entworfen, sie durch einen Coup de main zu überrumpeln, oder wenn dies mißlinge, sie von der Landseite, so wie zur See eng zu bloquiren, um durch den Hunger die Garnison zu zwingen, daß sie kapitulire, und die Festung übergebe. — In beyden Betrachtungen hatte man sich betrogen, denn als die Franzosen sich unterhalb Gibraltar ausschifften, um diese Festung zu überraschen, wurden sie von den Engländern so wohl empfangen, daß sie einige tausende auf dem Platz ließen, und mit dem Reste sich in ihre Schiffe zurückziehen mußten. Unter denjenigen, welche man, als man in der ofnen See auf den Schiffen den erlittenen Verlust zu berechnen, gemächlich Zeit hatte, nicht mehr vorfand, war auch Boirlier, von dem man nichts weiter wußte, als daß er auf dem Rückzuge von einem feindlichen Kaval-

leristen einen Säbelhieb über das Gesicht erhalten hatte, von welchem er zu Boden gefallen war, und muthmaßte man daher, daß er, wenn er auch nicht an dieser Kopfwunde auf der Stelle geblieben sey, doch von den Pferden der die fliehenden Franzosen in gedrängten Haufen verfolgenden Kavallerie zertreten worden seyn müßte.

Wir übergehen die Vorfälle des Kriegs, die ganz nicht in unsre Geschichte gehören, und die uns jetzt, da der Held derselben keinen Antheil mehr an derselben nimmt, ohnehin nicht mehr intressiren können, und überspringen einen Zeitraum von zehn Jahren, indem wir es uns vorbehalten, unsre Leser in der Folge noch kurz von dem zu unterrichten, was in dieser Zwischenzeit merkwürdiges mit Boirlier vorgegangen war, und begnügen uns jetzt, zu sagen, daß es einst Abends an der Hausthüre der Madame Boirlier pochte, und als man dieselbe öfnete, ein Bettler eintrat, der in Lumpen gekleidet sich halb zu vermummen bestrebte, und bey dem Gesinde darauf bestand, sogleich zu der Dame des Hauses gebracht zu werden, weil er eben so dringende, als wichtige Geheimnisse mit ihr zu verhandeln habe. Nicht ohne Widerstand ließ Madam Boirlier endlich denselbe vor sich kommen; kaum war er eingetreten, so sank sie demselben, der Lumpen ungeachtet, welche ihn bedeckten, mit der vollsten Zärtlichkeit in die Arme, denn es war ihr geliebter, längst schon als todt beweinter Gatte.

Die Freude dieser Wiedervereinigung war rein und dauernd; das neuvereinte Ehepaar kostete alle die Süßigkeiten treuer Liebe, welche sie vorher bey dem Feuer und dem Leichtsinne der Jugend nur wenige Wochen genossen hatten, dauernd, und täglich schien ihre Liebe sich zu verstärken. Boirlier vermied es sorgfältig, von dem Vergangenen zu sprechen, er schien sogar die meisten Gegenstände, sie mochten im näheren oder ferneren Bezuge zu ihm gestanden haben, vergessen zu haben und gleichsam wiedergeboren zu seyn, und seine Gattinn war zu bescheiden, um diese Szenen und Verhältnisse, deren Erinnerung ihrem Gatten nicht anders als höchst unangenehm seyn konnten, auch nur auf das leiseste zu berühren; sie freute sich vielmehr, daß ihr Gatte seine vorherigen Verhältniße und Lagen so ganz vergessen hatte, daß er oft selbst im Andenken an dieselben irre ward, und Dinge und Personen verwechselte, die er sonst nur zu genau gekannt, und daß er jetzt ein ganz anderes Leben führte. Von den Schicksalen, welche er nach der Trennung von seinem Weibe gehabt hatte, sprach Boirlier höchst selten, und nie anders, als mit einer Art von Zwang; nur bey den letztern acht Jahren weilte er gerne, und unterhielt seine Gattinn und Freunde oft und freudig von den Schicksalen, die er während derselben in den englischen Besitzungen in Nordamerika gehabt hatte, wohin er, nach-

dem er bey Gibraltar unter den Verwundeten vom Schlachtfelde aufgehoben und geheilt worden und englische Dienste genommen hatte, gebracht worden war. Jedermann wunderte sich über die Aenderung von Voirliers Karakter, niemand mehr, als seine Gattinn, die mit voller Liebe täglich mehr an ihm hing. — Er war jetzt eben so fleißig, thätig und nüchtern, als er sonst ausschweifend, nachlässig und lüderlich gewesen war; die leichtsinnige Jovialität, die ihm sonst eigen gewesen war, hatte sich in eine Art von menschenscheuer Furchtsamkeit umgemodelt. Er hatte seine vorherigen Handlungsgeschäfte aufgegeben, weil er, wie er sagte, bey denselben nie seinen Vortheil finden können, und trieb einen Spedizionshandel, bey dem er, besonders durch Versendungen nach Brest, durch seine glücklichen stets wohlberechneten Spekulazionen in kurzem ungeheure Summen gewann; und bald kannte man in ihm den reichsten, aber auch zugleich den bravsten, fleißigsten und nüchternsten Einwohner in Beaune.

So waren vier Jahre verflossen, als ein höchstsonderbarer Zufall die Ruhe dieses glücklichen Ehepaars störte. Es war der erste schöne Tag des herannahenden Frühlings, und die beyden Eheleute saßen nach dem Mittagsessen beysammen an dem ofnen Fenster, als eine Postchaise, mit vier Pferden bespannt, vor der Hausthüre anfuhr. Halt! rief es aus dem Kutschenschlage dem Po-

stillon zu, dieser öfnete sich und heraus sprang — noch ein Boirlier, der mit Hast in die ofne Hausthüre sprang, und Madame Boirlier, die eben aus der Stube trat, mit Ungestüm in seine Arme preßte. Auf ihr Schreyen sprang der erste Boirlier, oder jener, mit welchem sie bisher gelebt hatte, zu ihrer Hülfe herbey, und sah — sein Ebenbild, wie in einem Spiegel, das eben so bald seiner ansichtig ward, und sich zu freuen schien, ihn hier zu sehen, indem es ihn seinen lieben Mainpre nannte, und sich herzlich freute, ihn, den lange verlornen, in seinem Hause wieder zu sehen. Das äußerste Erstaunen fesselte indessen diesen, so wie die Hausfrau, die sich von beyden in Anspruch genommen sah, welches dann bald sich auch dem neuangekommenen mittheilte, als dieser die allgemeine Verwirrung entdeckte. — Der bisherige Besitzer des Hauses und die Frau gewann am ersten die Fassung wieder; er wunderte sich, wie ein Fremder, den er nie gesehen noch gekannt habe, ihn bey einem Namen benenne, den er nie geführt habe, und ihn mit einer Vertraulichkeit behandle, die er sich nicht zu erklären wisse, noch mehr aber wundere er sich, wie dieser Fremde die Dreustigkeit haben könne, seine Frau durch seine unartige Zudringlichkeit zu mißhandeln, und dadurch ihn auf das gröblichste zu beleidigen. Diesem hängte er an, daß der ungebetene Gast sein Haus um so schneller räu-

men möge, als er sonst in die Nothwendigkeit versetzt sey, von seinem Hausrechte Gebrauch zu machen, und ihn vor die Thüre werfen zu lassen. Der Ankömmling gerieth in Wut, schimpfte den Hausherrn einen niederträchtigen Betrüger, und bezog sich endlich auf Madam Boirlier als seine Frau, die, unvermögend diese sonderbare Szene auszuhalten, weggebracht werden mußte, während man den Ankömmling mit Hülfe des Gesindes und der herzugerufenen Nachbarn wirklich aus dem Hause warf.

Dieser eilte sogleich zu den Gerichten, um diesen sonderbaren Fall anzuzeigen, und Haus, Vermögen und Gattinn zu reklamiren. Da dieser Vorfall eben so verwickelt als überraschend war, und einer von beyden nothwendig ein abscheulicher Betrüger seyn mußte, so wurden hierauf beyde arretirt, so wie auch die unglückliche von beyden in Anspruch genommene Gattinn, da man nicht wissen konnte, in wie fern sie an der Betrügerey Antheil genommen hatte, und also mit sträflich war oder nicht.

Gerne würden wir mit der Auflösung des Räthsels so lange zurückhalten, bis der Gang der Geschichte und die Folge der gerichtlichen Untersuchung dasselbe selbst entwickeln würden, und diese so lange in Ungewißheit lassen, als es die Gerichte blieben, denen die Entscheidung dieses Rechtsfalls, der gewiß einzig in seiner Art ist und wohl

auch bleiben dürfte, nicht wenig Arbeit machte; allein die Verwechslung der Namen und Personen, da wir, um die Spannung nicht zu unterbrechen und dem Gange der Geschichte ganz zu folgen, beyde Arretirte, einen wie den andern so lange Boirlier nennen müßten, bis die Wahrheit entdeckt ward, würde nothwendig sowohl bey uns als den Lesern eine höchst unangenehme Verwirrung erzeugen, und Undeutlichkeit überall zur Folge haben; wir wollen daher lieber zuerst den Ausgang der Sache kurz anführen, und das Räthsel nach und nach lösen, so wie solches eine äußerst fleißige der Wichtigkeit des Gegenstandes durchaus würdige Untersuchung nach und nach im Verlaufe mehrerer Jahren den Richtern auflöste, und die Gewißheit der Erfahrung bestätigte, die ein allgemeines Weltgesetz zu seyn scheint, daß „wie trübe auch der Nebel sey, der bisweilen die Wahrheit umhüllt, diese doch endlich durchdringe, und in voller Klarrheit, der Sonne gleich, hervortrete.“

Die Sache entwickelte sich nämlich durch dreyjährige höchst sonderbare Verhandlungen dahin, daß jener, der zuerst zurückgekommen war, und mit der von beyden in Anspruch genommenen Ehefrau vier Jahre lang in einer wirklich glücklichen Ehe gelebt hatte, wie er überzeugt ward, und endlich selbst eingestand, der wahre Boirlier nicht sey, sondern, daß er ein schändlicher Betrüger war, der Mainpre hies, aus Brest gebür-

tig und der gröbsten Schelmereyen schuldig war, und daß er die außerordentliche Aehnlichkeit, die er mit dem wahren Volrlier gemein hatte, und dessen Offenherzigkeit künstlich zu mißbrauchen gewußt hatte.

Die Untersuchung, wodurch sich dies heraus stellte, ist in allen ihren Theilen eben so sonderbar, als der Gegenstand, welchen sie zum Zwecke hatte. Der ganze Beweis, auf welchem die Erhaltung endlicher Gewißheit beruhte, besteht aus einer Menge einzler kleiner Theile, welchem sämtlich, einzeln genommen, nichts weniger als befriedigend sind, und blos zusammengestellt ein künstliches Ganzes bilden. — Wir wollen sämtliche Vorfälle unsern Lesern mittheilen, so wie sie Putenval und die übrigen französischen Schriftsteller, welche uns diesen merkwürdigen Vorfall aufbewahrt haben, mit mehr und weniger Umständlichkeit erzählen.

Der Prozeß ward an dem Palemente zu Dijon anhängig gemacht, wohin auch die Arrestanten gebracht wurden. Nie hat ein Rechtsstreit mehr Aufsehen gemacht und nie war das Interesse des Publikums lebhafter und gespannter gewesen. Der Saal, worinn das Parlament seine Sitzungen öffentlich hielt, konnte die Menge der Zuhörer nicht fassen, so oft die Reihe der Verhandlung denselben traf. Die Verhandlungen dauerten drey Jahre, während

welchen bald die Sache Boirlier's, und bald jene Mainpré's besser stand; einigemal sogar hatte letztre das Uebergewicht, und es schien, als ob dieser den großen Preis — Frau und Vermögen — erhalten und erstrer als Betrüger gestraft werden würde. Die geschicktesten Advokaten Frankreichs erschöpften ihre Kunst an einem Rechtsstreite, an welchem sich das ganze Königreich betheiligte, und noch in der Hälfte des letzten Jahrs war die Sache zweifelhaft, daß niemand wußte, wie man daran war. — Wir wollen dem Gange des Rechtsstreits selbst folgen.

Schon der erste Punkt desselben, die Verhaftung der Betheiligten nämlich, verursachte eine Menge Verhandlungen, deren Erledigung fast ein halbes Jahr dauerte. Eines jeden Theils Advokaten wollten ihren Klienten vom Arreste befreyt wissen, und den Gegner im Gefängnisse behalten haben. Mainpré's Anwäldte führten an: ihr Klient sey im Besitze eines ansehnlichen Vermögens, das selbst dann nicht von dem Gegner in Anspruch genommen werden könne, wenn auch ihr Klient der wahre Boirlier nicht sey, da er es während den vier Jahren von seiner Zurückkunft an erst erworben, zuvor aber nicht besessen habe, weshalb solches auf jeden Fall eine Frucht seines Fleißes sey, und daher von jenseits nie in Anspruch genommen werden könne. Dies Vermögen sey stark genug, um zur Sicherheit zu dienen. Auch beweise der gute

Leumund und die allgemein anerkannte gute Moralität, welche ihr Klient während den letzten vier Jahren bewiesen, daß er an keine Flucht gedenke, und schon aus dieser Rücksicht habe er alles für sich; auch nehme er nichts in Anspruch, was er nicht schon besitze. Dagegen sey der Gegner desselben ein Vagabund nnd Abentheurer, ohne Vermögen und blos gekommen, um auf gut Glück einem rechtlichen Manne das Seine zu rauben, von ihm sey weiter nichts bekannt, als daß er jetzt da sey, und müsse derselbe daher nothwendig im Verhafte bleiben, um seiner Zeit die Strafe seiner Schändichkeit an ihm vollstrecken zu können.

Boirlier's Advokat versetzte dagegen. Das Vermögen, welches sein Klient in Gold, Wechseln und Pretiosen bey sich habe, und das von den Gerichten bereits in Beschlag genommen worden, sey nicht viel unbeträchtlicher, als jenes, womit der Gegner sich so sehr brüste, und jenes, welches für denselben unterwegs sey, und in kurzer Zeit ankommen werde, übersteige dasselbe um ein merkliches, dadurch sey also die Sicherheit für seinen Klienten eben so und noch besser begründet, als jene des Gegners. Dies Vermögen, welches sein Klient sich erworben, habe er in einem fremden Lande ohne allen andern Fond, als jenen seines Fleißes erhalten, wogegen der Gegner dasjenige was er besitze, mit dem Fonde des Vermögens der Frau und dem rechtmäßigen Vermögen seines Kli-

enten erworben habe, welches also als Früchte desselben diesem ganz zufallen müsse. Hierzu komme, daß sein Klient, selbst wenn er der wahre Voirlier nicht sey, nur wenig strafbar seyn würde, wogegen der Gegner in diesem Falle des schwersten Todes schuldig sey, da er, wenn jener nur ein Verbrechen zu begehen habe vorhaben können, solches wirklich begangen, den rechtmäßigen Eigenthümer um sein Vermögen, den Gatten um die Gattinn betrogen, und mit dieser durch mehrere Jahre in verbotnem Umgange gelebt habe. Es sey also keine Proportion zwischen den Verbrechen, deren beyde schuldig seyen, und wenn der eine entlassen zu werden verdiene, so müsse gleichwohl der Gegner in dem Arreste behalten werden.

Der Anwald der Madame Voirlier führte an; wenn von den jenseitigen Advokaten von Sicherheit gesprochen werde, dann habe doch wohl seine Klientin die beste zu leisten, da niemand derselben Vermögen in Anspruch nehmen könne; im übrigen könne auch auf sie nie Strafe erfallen, weil alle Umstände bezeugten, daß sie an keinem Verbrechen Antheil habe, da die Aehnlichkeit unter den beyden Männern, welche den Namen Voirlier beyderseits sich beylegten, so außerordentlich sey, daß selbst das Tribunal, dessen Weisheit niemand bezweifle, und welches hierinn um so eher urtheilen könne, da es wisse, daß hier von einem Betruge die Sprache sey, und daß einer der bey-

den Streitenden untergeschoben sey, nicht die mindeste Ungleichheit unter denselben fände, welches also um so weniger einem Weibe zugemuthet werden könne, das unmöglich den hohen Grad von Aufmerksamkeit habe haben können, der gleichwohl noch immer unzulänglich sey, da dasselbe keinen dergleichen Betrug habe ahnen können, und seinen Gatten sogar in vierzehn Jahren nicht gesehen habe. — Zudem sey noch unentschieden, ob derjenige, mit welcher sie die letzten vier Jahre in ehelicher Verbindung gelebt habe, nicht der rechte sey, und in diesem Falle könne ohnehin derselben um so weniger irgend auch nur der geringste Vorwurf gemacht werden.

Nach halbjährigen Debatten hierüber entschied das Parlament diesen Vorpunkt dahin, daß in Anbetracht, weil die von den Gefangnen anerbotene Sicherheit, wie beträchtlich sie auch immer sey, dennoch mit dem Verbrechen, wovon die Frage sey, in keiner Proportion stehe, und weil jeder derselben in diesem seltnen Prozesse gleiche Verhältnisse haben müsse, welche verrückt werden würden, wenn einer derselben entlassen, und der andre zurückbehalten würde, die beyden männlichen Gefangenen noch ferner in einem honetten Arreste zu behalten, die Frau aber bis zum Ausgange des Rechtsstreits in einem Kloster aufzubewahren sey.

Nun erst nahm der eigentliche Rechtsstreit seinen Anfang. — Man fing damit an, jene zu

verhören, welche den Boirlier vor seiner erstern Entweichung genau gekannt hatten. —

Anne Louvet, ein achtzigjähriges Weib, das bey Boirlier Amme gewesen, gab an, daß der Knabe Boirlier am linken Schenkel eine kleine braune Marke habe, und an dieser besonders kenntlich seyn müsse. Dieser Flecken fand sich auch wirklich bey Boirlier; Mainpré aber hatte genau an der nämlichen Stelle eine breite Narbe von einer erhaltnen Wunde, und benutzte diesen Umstand sehr glücklich, indem er angab, daß er diese Marke gehabt, solche aber durch die erhaltne Wunde, drren Narbe noch sichtbar sey, veeletzt worden wäre.

Die Amme gab ferner an: Boirlier habe immer mit großer Zärtlichkeit an ihr gehangen, und sie habe fast ganz von seiner Wohlthätigkeit gelebt; als aber derselbe vor vier Jahren zurückgekommen, habe er sie gar nicht mehr kennen und sich ihrer gar nicht mehr erinnern wollen; sie habe sogar Mühe gehabt, sich ihm kenntlich zu machen.

Mainpré versetzte hierauf, daß er sich des alten Weibes noch recht gut erinnert, daß er aber, weil er den Vorsatz gehabt habe, seine Verhältnisse von Grund aus umzuändern, dieselbe nicht habe kennen wollen, um sich einer kostspieligen Bekanntschaft zu entladen, welche, wie sie selbst

angebe, auf seine Kosten gelebt habe, welches sich mit den Verhältnissen seines erschöpften Vermögens nicht ferner vertragen habe.

Mademoiselle Fanchon, welche Boirliers Maitresse vor seiner Entweichung gewesen, gab an, daß derselbe in einem Duelle kurz vor seiner Entweichung eine Wunde am rechten Arme erhalten habe, wovon die Narbe noch sichtbar seye, und denselben kenntlich machen müsse; allein es fand sich bey der desfalls vorgenommenen Besichtigung, daß beyde fast an der nämlichen Stelle des rechten Oberarms Narben von erhaltnen Wunden hatten, nur war jene, welche Mainpré dort aufzeigte, größer, als die, welche der ächte Boirlier dort hatte.

Mehrere Einwohner von Beaune, welche zuvor zu des wahren Boirlier's genausten Freunden gehört hatten, gaben an, daß derselbe nach seiner Zurückkunft vor vier Jahren sie nicht mehr kennen wollen, und sich sehr vieler intressanter Szenen der Vorzeit gar nicht mehr erinnert habe. — Mainpré antwortete denselben, so wie er der Amme geantwortet hatte, daß er nämlich sie noch recht gut gekannt, sich ihrer aber habe entschlagen wollen, weil er den, auch wirklich ausgeführten, Grundsatz gehabt habe, sein Leben ganz umzuändern, und alle Gelegenheit zu vermeiden, zu dem vorigen Wandel zurückzukehren. — Andre von Boirlier's alten Freunden sagten dagegen aus,

daß derselbe sich ihrer und der zwischen ihnen in der Vorzeit vorgefallenen Szenen recht gut erinnert und alle Umstände durchaus genau gewußt habe.

Man hat bemerkt, daß Mainpré den Accent der Provinzial Aussprache nicht ganz hatte, als derselbe vor vier Jahren angekommen war, aber Boirlier hatte denselben dermal auch nicht, und schien sogar oft um den Ausdruck verlegen zu seyn. — Boirlier hatte etwas englisch gesprochen, jetzt sprachen beyde Gegner diese Sprache eben so fertig, als ihre Muttersprache.

Man hatte weiter bemerkt, daß Mainpré eine andre Hand schreibe, als Boirlier vor seiner Entweichung geschrieben hatte, und gar keine Kenntnisse des Weinhandels besaß, den dieser zuvor recht gut verstanden hatte; aber Boirlier schrieb jetzt selbst so schwerfällig und schlecht, daß seine Schreibart gleichfalls der vorigen ganz unähnlich war, und auch die Weinprobe und den Weinhandel hatte er vergessen.

Man erinnerte sich sehr vernünftig des Umstands, daß Mainpré, als er vor vier Jahren nach Beaune gekommen, sich das Wohnhaus seiner Frau hatte zeigen lassen, und also dasselbe nicht gewußt hatte, wohin gegen Boirlier gradezu an dasselbe angefahren war. — Aber Mainpré gab hierauf an, daß er um so mehr geglaubt habe,

seine Frau habe das von ihnen zuvor bewohnte Wohnhaus verkauft, und also ihre Wohnung mit einer andern vertauscht, als er so viel Schulden hinterlassen, daß er sich überzeugt gehalten habe, dasselbe habe zu deren Tilgung verkauft werden müssen, und um sich bey den fremden nunmehrigen Bewohnern desselben nicht zu kompromittiren, habe er lieber sich deshalb zuvor Gewißheit verschaffen wollen.

Boirlier hatte, wie wir wissen, bey der Expedition auf Gibraltar einen Hieb über das Gesicht erhalten, wovon er die Narbe auf der Stirne trug; ein Umstand, von welchem man sich viel versprach. Aber Mainpré war mit allen Verhältnissen des Regiments Auxerois, dessen Expedizion in Ostindien und auf Gibraltar so genau bekannt, als Boirlier selbst, und zeigte eine Narbe auf dem Vorhaupte vor, welche er bey Gibraltar erhalten habe, und die nach Angabe der Chirurgen von einem erhaltnen Hiebe herrührte. Da Boirlier diese Wunde auf den Rückzuge erhalten, und darauf auf dem Schlachtfelde liegen geblieben war, so konnte niemand genau angeben, ob er dieselbe in das Gesicht oder auf dem Haupte erhalten habe. Man schrieb dieserhalb zwar nach Gibraltar, aber auch dort war aus den Registern des Hospitals weiter nichts zu erfinden, als daß Boirlier von einer Kopfwunde geheilt worden, ohne zu bestimmen, ob er diese Kopfwunde im Ge-

sichte oder an welchem Theile des Hauptes er solche gehabt hatte.

Mainpré hatte die Taufzeugnisse und übrigen Attestate in Händen, welche Boirlier mit sich genommen hatte, als er zum Regimente Auxerois gekommen war, und die um so kenntlicher waren, als sie bey dem Regimente präsentirt und von diesem visitirt waren. — Boirlier gab an, daß Mainpré ihm diese Papiere zu Philadelphia geraubt habe; wogegen dieser mit Lachen antwortete, daß diese Angabe zu sehr den Stempel der Unglaublichkeit an sich trage, als daß er solche anders als mit Lachen beantworten könne, und gewiß stritt die Vorzeigung dieser Papiere überall für Mainpré, und verschaffte demselben auch bey seinen Richtern und dem Publikum lange das Uebergewicht über seinen Gegner.

Man stellte den Versuch an, die beyden Streiter durch Aerzte und Wundärzte visitiren zu lassen, welche einmüthig das Gutachten abgaben, daß sie, einige zufällige Difformitäten von erhaltnen Wunden abgerechnet, auch nicht die mindeste Unähnlichkeit an denselben bemerkt hätten, und daß diese Gleichheit das sonderbarste und auffallendste Wunder der Natur sey.

Nun ließ das Parlament verschiedene Leute aus Brest kommen, welche zu der Anverwandschaft Mainpré's gehörten, und hofte von diesen einige

Auskunft erhalten zu können; diese sagten zwar aus, daß einer der beyden Arretirten zuverlässig ihr Vetter Mainpré sey, welcher sich mehrerer der ärgsten Bubenstücke schuldig gemacht habe, und hierauf flüchtig geworden sey; sie waren aber eben so, wie alle übrigen, außer Stande, zu bestimmen, welcher von beyden derselbe sey.

Madame Boirlier gab an; Sie sey so ganz außer Stande, hierinn eine nähere Bestimmung angeben zu können, daß sie vielmehr zweifelhafter, als alle übrige sey. Alles, was sie von einiger Beziehung angab, bestand darinn, daß ihr Gatte nach seiner Zurückkunft einen ganz andern Karakter und selbst einen andern Humor gehabt, daß er manches vergessen gehabt, oder nicht wissen wollen, und daß sie sich dieserhalb oft nicht in ihn finden können; aus Bescheidenheit und Schonung aber habe sie nie in ihn gedrungen, weil sie gewußt habe, daß ihm die Erinnerung an die vorigen Verhältnisse und Gegenstände der Vorzeit unmöglich angenehm seyn könne. Am auffallendsten sey es ihr gewesen, daß er sogar in seinem eignen Hause keinen rechten Bescheid gewußt habe, und fremde gewesen sey.

Man verhörte die beyden Gefangenen über ihre Jugendgeschichte, vorzüglich über die Gespielen ihrer Jugend, aber obgleich hier Mainpré viel Lücken gab, so konnte doch auch Boirlier, der selbst schon wieder manches vergessen hatte, die Richter

nicht befriedigen, und Mainpré erzählte dagegen wieder manche Vorfälle aus Boirlier's Jugend, und Szenen, welche dieser mit seinen Gespielen wirklich gehabt hatte, wie diese bezeugten, deren jener sich nicht einmal erinnern konnte. — Man ließ nichts unversucht, um beyde irre zu führen, und so hinter die Wahrheit zu kommen; aber Mainpré, der die Rolle Boirlier's jetzt schon vier Jahre lang gespielt hatte, hatte sich dieselbe schon so ganz eigen und geläufig gemacht, und er war zu verschmitzt und besonnen, als daß er hier auch nur die geringste Blöße hätte geben sollen.

Die Zahl der Zeugen, welche in diesem ganz einzigen Rechtsstreite abgehört wurden, belief sich über zwey hundert, wovon wir noch einige derjenigen merkwürdigen anführen wollen, deren Aussagen vorzüglich dazu dienten, um endlich ein Ganzes zu bilden, und den Verbrecher zu überzeugen.

Jean Carrier, Friseur zu Beaune, sagte aus: Er habe den Boirlier von Jugend auf frisirt, und sey derselbe auch nach seiner Zurückkunft sein Kunde geblieben. Derselbe habe stets auf der Mitte des Kopfs eine kleine Glatze, in der Größe eines halben Laubthalers gehabt, welche zu bedecken, er immer seine Kunst habe aufbieten müssen, auch habe derselbe auf der rechten Seite einen Haarscheitel gehabt. Beydes habe er nach seiner Zurück-

kunft vermißt, ihm auch seine Bemerkungen hierüber mitgetheilt, aber zur Antwort erhalten, daß die Haare sich ausgewachsen hätten.

Eben dies gab auch Mainpré bey dem Gerichte an, als er darüber gefragt ward, und da Voirlier diese Zeichnungen noch auf dem Kopfe hatte, und der Friseur solche anerkannte, so antwortete Mainpré auf diesen Vorhalt anfangs ziemlich unbefriedigend, half sich aber, nachdem er sich von der ersten Ueberraschung erholt hatte, damit, daß die Natur, welche das sonderbarste Spiel mit ihm treibe, hier gegen ihn zu Gunsten eines Betrügers gewirkt habe, welchem sie eine Marke gelassen, die sie ihm geraubt hätte, denn auch er habe dieselbe gehabt.

Jacques Bussy, Schuhmacher, gab an: Er habe das Voirlierische Haus seit sechs und dreyßig Jahren mit Schuhen versorgt, und insbesondere für den Helden unsrer Geschichte einen eignen Leisten gehabt, weil derselbe einen äußerst feinen und niedlichen Fuß gehabt habe. Seit seiner Zurückkunft aber habe dieser Leisten nicht mehr gepaßt, sondern der Fuß desselben habe fast ein Drittel in der Länge und Breite mehr gehabt, als zuvor. Mainpré beantwortete diesen Umstand damit, daß seine Füße durch die vielen Fußreisen, welche er während seiner Abwesenheit gemacht habe, sich ausgedehnt hätten, konnte aber dies nicht ganz demonstriren, und sich noch weniger da herausheb-

fen, als man ihm sagte, daß der Leisten ganz zu dem Fuße seines Gegers paßte.

Eben so blieb er eine genugthuende Auflösung schuldig, als Alexander Rennes, der ehedem Boirlier's Bedienter gewesen, eine haarlose Stelle beschrieb, welche dieser unter dem Kinne hatte, wie er beym Rasiren desselben stets bemerkt hatte, — und diese sich zwar bey Boirlier, nicht aber bey Mainpré so fand.

Uebrigens behauptete Mainpré immer, daß er Boirlieren gar nicht kenne, und diesen in seinem Leben nie gesehen habe, wogegen dieser darauf bestand, daß sie in Amerika zwey Jahre lang den vertrautesten Umgang gepflogen und eben ihrer sonderbaren Aehnlichkeit wegen die innigsten Freunde gewesen seyen.

Der Prozeß neigte sich zum Schlusse, und nach so vielen einzlen Zusammenstellungen war es entschieden, daß das nächstens zu erdfnende Urtheil zu Gunsten Boirlier's ausfallen werde, als zwey Personen erschienen, welche auf einmal die ganze Sache zur Gewißheit, und Mainpré'n zum Geständnisse seiner seltnen Betrügerey brachten. Dies waren zwey Kreolinnen, deren eine Mainpré in Boston geehlichet, und die er in der Folge verlassen, nachdem er sie beträchtlich bestohlen hatte. Die andere war derselben Schwester, die bey ihr

im Hause gewohnt hatte, und nun die Begierde nach Rache mit derselben theilte. —

Mary Stewart, — so hies diese Kreolinn, — hatte den Verräther mit jener leidenschaftlichen Wärme geliebt, welche den Kreolinnen so vorzüglich eigen ist, und nachdem sie ihm die größten Opfer gebracht, hatte derselbe sie um eine namhafte Summe bestohlen, und sie verlassen. Da sie denselben für einen Engländer gehalten, so war sie, entflammt von jener unersättlichen Rachgierde, welche gleichfalls ein wesentlicher Karakterzug der Kreolinnen ist, nach England gereist, um ihn aufzusuchen, und hatte, als sie dort nirgends seine Spur fand, sich schon wieder angeschickt, nach einem mehrjährigen Aufenthalte in ihr Vaterland zurückzukehren, als sie die ausführliche Erzählung der gegenwärtigen Geschichte, so wie wir solche unsern Lesern bisher mitgetheilt haben, in einem englischen Blatte las. Sie eilte hierauf sogleich nach Frankreich, um den Richtern Mainpré's die Wahrheit zu enthüllen, wozu sie vielleicht allein im Stande war, da sie, als Mainpré in ihrem Hause wohnte, und von den Wohlthaten ihrer Liebe lebte, die beyden Gefangenen unendlichemal beysammen gesehen, und sich daher eine eigne Fertigkeit erworben hatte, dieselben von einander zu unterscheiden. — Wirklich erkannte sie dieselben auf der Stelle von einander, und that vor dem Parlamente eine vollständige Aussage der Verhältnisse, in welchen

sie dieselben zu Boston gekannt hatte, welche mit den Angaben, die Boirlier in dieser Hinsicht bereits gemacht, Mainpré aber abgeläugnet hatte, durchaus übereinstimmte.

Jetzt erst verlor der Unglückliche die Haltung und bekannte nicht blos die an Boirlier verübte Betrügereyen, sondern noch eine ganze Kette von Schurkereyen, welche wir, so wie seinen Lebenslauf überhaupt, unsern Lesern mittheilen wollen.

Mainpré war aus Brest, der uneheliche Sohn einer Obsthändlerinn und, wie es sich in der Folge zeigte, des Wilhelm Boirlier's, Vaters unsers Helden, welcher damals in Brest gestanden und die Handlung erlernt hatte, wo er dann diesen Sohn außerehlich erzeugt, und sich mit dessen Mutter um eine beträchtliche Summe Geldes abgefnnden hatte. Er war also der natürliche Bruder Boirlier's, und von daher mag dann auch die außerordentliche Aehnlichkeit zwischen denselben gekommen seyn, welche indessen, da beyde ihrem Vater nur wenig ähnlich sahen, noch immer ein höchst merkwürdiges Spiel der Natur ist. — Mainpré war um drey Jahre älter, als sein Halbbruder, und niemand weder in Brest noch in Beaune erfuhr etwas von dessen Existenz und der früheren Verbindung des alten Boirlier's, deren Folge er gewesen war; er selbst erfuhr solche erst in reiferen Jahren von seiner Mutter, als sein

natürlicher Vater bereits todt war, welchen er sonst sicher in Anspruch genommen haben würde. — Der junge Mainpré, der den Namen seiner Mutter führte, wuchs wild auf, ohne daß weder seine Mutter, noch deren Ehegatte, den sie sich mit dem von Boirlier's Vater erhaltenen Gelde verschafft hatte, sich um denselben viel bekümmerten. Sie trieben ihren Obsthandel einige Zeit fort, fingen aber endlich einen Weinzapf an, wobey sie zugleich ein Bordel von der niedrigsten Art hielten, an dessen Vergnügungen beyde sich ohne allen Scheu, jedes nach seiner Weise, beantheiligten. Unter diesen Auspizien wuchs der junge Mainpré heran, und leistete früh schon seinen nichtswürdigen Eltern bey ihrem Gewerbe und den verworfnen Kreaturen, die derselben Handlungsartikel ausmachten, so wie bey ihren Beutelschneidereyen und Prellereyen, wegen welchen sein Stiefvater in Untersuchung kam, hülfreiche Dienste. So dauerte es bis in dessen dreyzehntes Jahr. Damals verrieth Mainpré einem der Gäste des Hauses, welchem durch eine der Dirnen und seinen Vater Uhr und Börse entwendet worden war, für eine Belohnung von drey Livres die Urheber des Diebstahls, und da seine Eltern dieserhalb gar nicht aufhören wollten, ihn zu mißhandeln, so entsprang er denselben, und trieb sich einige Zeit in den Straßen von Brest bettelnd herum, bis ein Abbé, der bey der dortigen Kathedralkirche Korherr war, ihn aufnahm.

Dieser Pfaffe war ein Pederast, hatte sich in den schönen Betteljungen verliebt, und nahm ihn daher zu einem Zwecke von der Gasse zu sich auf, mit welchem derselbe schon in dem Schandhause seines Stiefvaters bekannt geworden war. Bey ihm erhielt der Junge dann auch wenigstens einige Erziehung, obgleich er bey der völligen Freyheit, welche er hatte, und dem vielen Gelde, welches der verliebte Alte ihm gab, zugleich das zügelloseste Leben führte. Indeß ließ nach einigen Jahren die Leidenschaft seines bejahrten Liebhabers nach, und derselbe behielt den Jungen nur noch um deswillen bey sich, damit solcher nicht seine Laster verrathen möchte, und er daher ihm jetzt wenig Geld mehr gab, der Junge aber viele Bedürfnisse hatte, so legte sich dieser auf das Stehlen und Betrügen, nicht blos bey dem Pfaffen, bey welchem er im Hause war, sondern bey jedem, wo sich ihm eine Gelegenheit hierzu bot. — Als Mainpré achtzehn Jahre alt war, starb der Korherr, und dieser, der an dem, was er sich durch Stehlen und Betrügen erworben, und was er von dem Alten durch ein Legat seines Testaments ererbt hatte, ein Vermögen von fast achtzehn tausend Livres sich gesammlet hatte, trat in das Haus seines Stiefvaters zurück, mit welchem er die saubre Wirthschaft, bey welcher jener inzwischen reich geworden war, mit treiben half. Als ein Jahr nachher seine Mutter starb, und sein Stiefvater, mit welchem er einen Erbvertrag

errichtet hatte, zufolge dessen der letzlebende des andern Erbe seyn, übrigens ihr Vermögen ungetrennt bleiben sollte, ihm zu lange lebte, so beschleunigte er dessen Tod durch Gift, kam hierüber in Untersuchung, war aber so glücklich, allen desfalsigen Verdacht von sich abzulehnen, und lebte, nachdem dieser Prozeß geendigt und er wieder frey geworden war, auf einem sehr glänzenden Fuß, wodurch er dann mit seinem Vermögen innerhalb zwey Jahren fertig ward. Da er wegen dem im Publikum noch immer nicht erloschenen Verdachte wegen der Vergiftung seines Stiefvaters in Brest keine Aussichten für sich sah, und sich zugleich seiner jetzigen Lage, welche so sehr mit seinen vorigen Verhältnissen abstach, schämte, so nahm er Dienste bey dem Regimente Dauphiné, und kam mit diesem, welches gleichfalls zu der Expedizion von Gibraltar so wie zu jener in Ostindien gebraucht ward, nach Ostindien und Gibraltar. Nach dem unglücklichen Ausgange der Gibraltarer Unternehmung ward die Flotte' auf welche der Rest der Landungstruppen wieder eingeschifft worden, durch einen Sturm an die portugische Küste verschlagen; dort fand Mainpré, welchem die Strenge der militairischen Subordinazion nicht behagte, Gelegenheit zu entfliehen, und eilte nach England, woselbst damals alle französischen Desorteurs willkommen waren, mit denen er dann auch gleiches Schicksal hatte, indem man sie hundertweise nach Amerika schick-

te, theils weil man ihnen zu wenig traute, um sie in England zu lassen, theils auch, weil man durch sie die Bevölkerung dieses Landes verstärken wollte. Sie erhielten dort eine beträchtliche Strecke Landes angewiesen, um dasselbe zu kultiviren, ihre Wohnungen und nöthigen Wirthschaftsgebäude wurden ihnen so wie das erforderliche Handwerkszeug auf Kosten der Regierung gestellt, und von dieser überhaupt ihnen alle mögliche Unterstützung geleistet. —

Mainpré hatte die goldnen Berge erwartet, die jeder Wandrer nach Amerika sich vorstellt, und welche man in England ihm vorgemahlt hatte; um so unerträglicher war ihm seine Lage. Er verließ daher die ihm übergebene Pflanzung und eilte auf gut Glück nach Boston, wo er durch einen Zufall die Bekanntschaft der Miß Mary Steway machte. Diese war eine Kreolinn, in ihrer Blüthezeit nicht häßlich, jetzt aber bereits in den Jahren des Abnehmens, welches bey ihr um da früher eintrat, als sie bisher keinen Genuß des Lebens verschmäht hatte. Mainpré war schön und verschmitzt, die Kreolinn feurig und verbuhlt; und es währte daher nicht lange, so war das Verständniß unter beyden das vollkommenste und vertrauteste, das man denken kann. Mainpré hatte hierbey keine andre Absicht, als sich mit dem beträchtlichen Vermögen der Miß Steway zu bereichern, diese aber bezweckte eine wirkliche Verbindung, und, da sie demselben ganz traute, und ihn wirk-

lich mit äußerster Leidenschaft liebte, so brachte sie ihm außerordentlich viele und beträchtliche Opfer, während dieser sie immer mit Entschuldigungen hinhielt, weil er auf einem der benachbarten Orte mit der Tochter eines Pachters Bekanntschaft erhalten hatte, die er ausschweifend liebte, und welche er zu ehelichen Sinnes war, da ihre Tugend seinen Angriffen widerstanden hatte, und eben dadurch seine Leidenschaft vermehrt worden war.

Als Miß Steway hiervon Spur erhielt, und Mainpré'n mit dem ihr eignen Temperamentsfeuer desfalls zur Rede setzte, wußte er sie durch beharrliches Läugnen zwar zu hintergehen, konnte aber doch, da er dieselbe fürchtete, sich jetzt nicht mehr anders helfen, als daß er sie sich antrauen ließ, nachdem sie ihm durch einen Ehekontrakt zuvor ihr sämtliches Vermögen nach ihrem Tode versichert hatte. — Den Umgang mit seiner Geliebten setzte er in der Stille fort, und ward endlich durch Geld und Intriguen Meister ihrer Unschuld.

Als die Folgen dieses Umgangs ruchtbar zu werden anfingen, wagte der Bösewicht den Versuch, sich seiner Frau auf dem Wege zu entledigen, auf welchem er sich ehedem seines Stiefvaters entlediget hatte, und als dieser mißlang und er entdeckt zu seyn glaubte, entwendete er seiner Frau ihre Juwelen und sämtliche Baarschaft und

entfloh mit einem eben abgehenden Schiffe nach Europa. Dies ward durch einen Sturm an die schottländische Küste verschlagen, und scheiterte ohnweit derselben; Mainpré aber, der hierdurch um sein gestohlnes Vermögen gekommen war, ward von einigen Fischern aufgefischt und zu einem Landgeistlichen gebracht, der ihn aus Barmherzigkeit aufnahm, ihn pflegte, und endlich nach England schaffte, von wo aus er, nachdem er sich durch eine erlogene Erzählung seiner überstandnen Schicksale so viele Geld zusammengebracht hatte, als zur Rückreise nöthig war, nach Frankreich überschiffte.

Ohne alle Hülfsmittel und völlig Bettler fiel ihm der Plan ein, Voirlier's Rolle zu spielen, den er mit unglaublicher Verschmitztheit ausführte.

Da Voirlier, nachdem er mit mehreren Verwundeten von dem Schlachtfelde aufgenommen, nach Gibraltar gebracht und dort geheilt worden war, mit den übrigen Kriegsgefangenen nach England gebracht worden war, so traf auch ihn das Schicksal, sich durch die Vorspieglungen des Glücks, das in Amerika ihm blühen werde, täuschen zu lassen, er kam dort nur um einige Wochen später an, als Mainpré, und erhielt eine Pflanzung angewiesen, welche an jene anstieß, die dieser kurz zuvor erhalten hatte. Beyde erstaunten, als sie zum erstenmale sich sahen, und die erstaunende Aehnlichkeit gewahr wurden, welche

unter ihnen bestand, und diese gab dann die Veranlassung, daß dieselben Herzensfreunde zusammen wurden, doch hütete sich Mainpré, seinen Freund von der Art von Verwandschaft zu unterrichten, welche zwischen ihnen bestand.

So lange Mainpré auf der ihm übergebenen Pflanzung blieb, war er Boirlier's täglicher und einziger Gesellschafter, und es waren wenig Stunden des Tags, welche dieselben nicht zusammen zubrachten. Hierbey erzählten sie sich dann wechselseitig ihre Schicksale, wobey Mainpré freylich seinem Freunde nicht mehr von den seinigen mittheilte, als er für gut fand; Boirlier dahingegen blieb der Wahrheit in allen Umständen getreu, und Mainpré, der, gleich als ob er damals schon den Plan gehabt hätte, welchen er in der Folge ausgeführt hat, sich um die unbedeutendsten Kleinigkeiten in den Schicksalen und Verhältnissen Boirlier's erkundigte, ward hierdurch mit diesen in einem so hohen Grade vertraut, daß er dadurch im Stande war, Boirlier's Rolle mit so viel Natur zu spielen, und hierbey so wenig Lücken zu geben, welche er dann immer auf die Gebrechlichkeit seines Gedächtnisses, und die mannigfaltigen Schicksale, die er bisher überstanden habe, schob, indem er es zugleich unter dem Vorwande, daß ihm die Rückerinnerung an sein voriges Leben eine unangenehme Empfindung mache, sorgfältig vermied, von den Verhältnissen Boirlier's vor

seiner Abreise, und selbst dessen Schicksalen bis dahin, wo sie in Amerika zusammen gelebt hatten, zu sprechen, weil er befürchtete, daß er hierinn eine Blöse geben möchte.

Als Mainpré, wie wir gehört haben, die ihm anvertraute Pflanzung verließ, blieb Voirlier auf der seinen zurück, bis endlich die häufige Anfälle der Wilden, welche die Pflanzungen überfielen und beraubten, und die Besitzer derselben mordeten, auch ihn nöthigten, dieselbe zu verlassen, worauf er gleichfalls nach Boston zog, und dort anfangs einen kleinen Handel mit Frucht und Getränken trieb, welchen er nach und nach immer mehr erweiterte, und dadurch endlich ein außerordentlich beträchtliches Vermögen sammelte, mit welchem er nach Europa zurückkehrte, um, gebessert durch seine Schicksale, sich mit seiner Gattinn zu versöhnen, und dieselbe für die Widerwärtigkeiten zu entschädigen, welche er ihr zugezogen hatte.

In Boston war Voirlier wieder seines Freundes täglicher Gesellschafter, und wohnte sogar einige Zeit bey demselben im Hause, wodurch dann Mainpré's Gattinn dieselben an dem äußerst feinen und höchstunbedeutenden Unterschied kleiner Züge, vorzüglich aber an den Narben am Kopfe, welche bey Mainpré tiefer am Hinterhaupte, bey Voirlier aber etwas weiter in der Stirne sich be-

fanden, unterscheiden lernte, indem sie selbst öfter bekannte, daß die Aehnlichkeit zwischen ihrem Gatten und seinem Freunde so außerordentlich und frappant sey, daß, wenn man sie nicht täglich beysammen sähe, und ihre Gestalten mit angestrengtem Forschgeiste gleichsam studire, es auch ihr unmöglich seyn würde, dieselben von einander zu unterscheiden.

Als Mainpré seine Frau verließ, blieb Voirlier in Boston, und trieb seinen Handel mit dem glücklichsten Erfolge so lange fort, bis er ein ansehnliches Vermögen sich erworben hatte, mit welchem er nach Europa überschiffte, um die Früchte seines Fleißes in Ruhe zu genißen, wo er dann Haus und Frau bereits okkupirt fand. Mainpré hatte um da weniger Anstand genommen, die Rolle desselben zu spielen, da, ehe er Amerika verlassen, sich in Boston das Gerücht verbreitet hatte, Voirlier sey auf einer damals unternommenen Handlungs Reise von einer Klapperschlange gebissen worden, und an den Folgen dieses giftigen Bisses gestorben. Er bekannte übrigens jetzt freywillig alle die großen und kleinen Verbrechen, die er begangen hatte, und versicherte, daß seine Schicksale ihn zur Reflexion gebracht und gebessert hätten, seine begangenen Schlechtigkeiten hätten ihn innigst gereut und eben daher habe die melancholische Laune gerührt, welche man immer mehr an ihm bemerkt habe; er würde gewiß jederzeit in der Folge

ein guter moralischer Mensch geblieben seyn, wenn nicht Boirlier zurückgekommen wäre. Da er durch diesen sein ganzes Glück scheitern und sich der schwersten Strafe ausgesetzt gesehen, so habe er sich in dessen einmal übernommener Rolle zu behaupten gesucht, und sey so gleichsam gezwungen worden, nochmals einen Bubenstreich zu begehen.

Das Parlament verdammte Mainpré zum Rade, und setzte Boirlier'n wieder in seine Rechte ein. Die Gattinn desselben wählte das Kloster.

Bertha von Thüngersfeld.

Eine Legende der Vorzeit.

In den schönen Thälern des Frankenlandes eine kleine halbe Stunde unterhalb Würzburg am linken Ufer des Mainflusses liegt ein Frauenkloster, Himmelspforten genannt, dessen weitläufige Gebäude den Augen des auf der an dem rechten Ufer des benannten Flusses hinziehenden Chaussée Vorbeywandernden einen angenehmen Ruhepunkt gewähren, und ihm den Wunsch abnöthigen, daß diese schönen Gebäude, von denen man eine der reizendsten Aussichten haben muß, so wie die noch schönere in dem eine Stunde weiter unterhalb liegenden Orte Zoll, wo sie sich sogar zwey der reichsten Mönchs-Klöster, eines von Mönchen, das andere von Nonnen bewohnt, in einem kleinen Dorfe beysammen befinden, von arbeitsamen und thätigen Manufakturisten bewohnt, und dadurch die widrige Empfindung entfernet werden möge, die sich des vernünftigeren unwillkührlich bemächtigt, wenn er sieht, daß diese Prachtgebäude, welche der Sitz der Thätigkeit

und Industrie seyn könnten, jetzt dem Aberglauben und der Stupidität geweiht sind. — Bey diesem Himmelspfortner Kloster findet sich ein großer Stein, den jedesmal der Schwager Postillion, um sein Trankgeld zu verbessern, den Reisenden zu zeigen pflegt, wenn er derselben Augen und Aufmerksamkeit auf das Kloster gerichtet sieht, und dabey die Bemerkung macht, daß man vor einigen Dutzend Jahren diesen Stein, dessen Aufschrift Regen und Ueberschwemmungen ausgewaschen und die Zeit verwischt hat, gehoben, unter demselben ein Gewölbe und darinn einen Hammer, Krug und Menschengerippe gefunden habe, wodurch die Sage bestätiget worden, daß weiland vor hundert und so viel Jahren hier einen Nonne aus dem Kloster Himmelspforten lebendig eingemauert worden sey.

Kömmt man daun auf die nächste Stazion, dann wird diese Kunde bestätigt, und man erfährt überall in der Gegend die Volkssage, welche wir hier unsern Lesern ausführlich mittheilen.

Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunders lebte im Frankenlande ein sehr reicher Ritter, Namens Hans von Thüngersfeld. Er hatte sich früh mit Adelhaide, Heinrichs von Möhren Tochter, verehlicht, welche schon in dem zweyten Jahre ihrer Ehe starb, und demselben eine Tochter, Ber-

tha, die Heldinn unsrer Geschichte, hinterließ. Bald nach dem Tode seiner Frau heurathete Thüngersfeld zum zweytenmale das Fräulein Kunigunde, Junkers Wolf von Lauda zweyte Tochter, von welcher er acht Töchter, aber keinen Sohn erzeugte.

Kunigunde war grade das Gegenstück zu Thüngersfeld erster Gemahlinn. So wie diese sanft, mild, wohlthätig und anspruchlos gewesen war, so war jene dagegen rauh; herrschsüchtig, boshaft und intriguant. Ihr Geiz vermehrte ansehnlich die Schätze des alten Ritters, und gleichwohl fand sich, obgleich der Ruf den Reichthum desselben noch um ein merkliches vergrößerte, kein Freyer zu ihren sämtlich bereits mannbaren Töchtern, die im moralischen das Ebenbild ihrer Mutter, und dabey eben so häßlich als boshaft waren.

Um desto mehr meldeten sich derselben um Bertha, das Wunder der Schönheit, Sanftmuth, und Güte. Dies mußte natürlicherweise den Groll, welchen Kunigunde von Jugend auf gegen dieselbe gehabt hatte, um ein merkliches verstärken, und Kunigunde, welche von jeher gegen Bertha ganz Stiefmutter gewesen war, behandelte dieselbe mit der unartigsten Härte, welche das sanfte Mädchen immer mit Duldung und kindlicher Ergebenheit vergalt, ob es sich gleich bequemen mußte, bey seinen jüngern Geschwistern die niedrigen Dienste einer Magd zu leisten, und

alle die Unarten zu dulden, welche diese mißgestalteten und verzogenen Geschöpfe sich gegen sie erlaubten.

Bertha's Mutter war die einzige Tochter des alten Möhren gewesen, und hatte daher denselben, bis auf wenige Lehen, welche an die Lehnsherrn nach dessen Tode zurückfielen, allein beerbt, wodurch Bertha eine der reichsten Parthieen des Landes war. — Das Vermögen, welches Hans von Thüngersfeld besaß, konnte, so höchst beträchtlich es auch war, seinen Töchtern nichts nützen, da es blos in Mannlehen bestand, die also, weil er blos Töchter und keine Söhne hatte, nach seinem Tode an den Bischoff von Würzburg als Lehnsherrn zurückfielen. So viel nun auch Kunigunde an baarem Gelde zusammenscharrte, so mußten doch die Theile, welche einst auf ihre Töchter fielen, weniger beträchtlich ausfallen, weil deren zu viele waren, und, wie das Sprüchwort sagt, „viele Schwestern und Brüder, schmahle Theile und Güter" machen. Kunigunde hatte daher keine größere Angelegenheit, als daß Bertha ins Kloster gehen möge, damit derselben großes Erbe auf ihre Töchter fallen, und so die Häßlichkeit derselben übersehen machen, und ihnen Männer verschaffen, oder doch ihr Auskommen sichern und begründen möge.

Dieser niederträchtige Eigennutz, der sich das harmlose Mädchen zum Opfer ausersehen hatte,

verbunden mit dem verjährten und täglich steigenden Hasse gegen dasselbe, und der Eifersucht, dasselbe ihren eignen geliebten Töchtern überall vorgezogen zu sehen, war die Ursache, daß Kunigunde alle die vielfachen Bewerbungen zurückzuweisen und zu vereitlen wußte, welche um Bertha geschahen, und während sie derselben ohnausgesetzt die Seligkeiten des Klosterlebens anpries, und die Beschwerlichkeiten des Ehestandes mit den schwärzesten Farben schilderte, verdoppelte sie ihre Mißhandlungen und Härte gegen das arme Mädchen, um so dasselbe eher zu bewegen, oder vielmehr zu zwingen, den Schleyer zu nehmen, dessen Qualen noch immer Wohlthat gegen die jetzigen Leiden desselben zu seyn schienen.

Gleichwohl verfehlte sie ihren Zweck. Bertha hatte es ruhig geschehen lassen, daß alle Bewerbungen um sie unter den nichtigsten Vorwänden abgewiesen wurden, und so bereits die Jahre erreicht, in welchen die Mädchen anfangen, um Männer verlegen zu werden, und ertrug standhaft alle die Martern, welche eine boshafte Stiefmutter und ihre noch boshaftere Zungen ihr so reichlich zubereiteten, aber ins Kloster zu gehen, konnte sich das Mädchen nie entschließen, so wenig Freuden auch in der Welt bisher für sie geblüht hatten.

Der zureichende Grund dieser Beharrlichkeit war — die allmächtige Liebe. — Bey einem

Einlager, welches der Markgraf Friedrich von Anspach, zu einer Fehde ziehend, auf dem Schlosse ihres Vaters gehalten hatte, hatte sie Franz von Hainberg, dessen Kriegshauptmann und einen seiner Lieblinge kennen gelernt. So kurz auch der Aufenthalt des Markgrafen auf dem Schlosse ihres Vaters war, der nur einige Tage dauerte, so war er doch lang genug, um zwischen Bertha und dem Hainberger ein Liebesverständniß zu erzeugen, da während den Banketen und Festen, welche die Gegenwart des Markgrafen auf dem Schlosse des Thüngersfeld veranlaßte, das Mädchen weniger, als sonst beobachtet ward, und sonach Gelegenheit genug hatte, mit ihrem Geliebten, ohne bemerkt zu werden, beysammen zu seyn, und so hatten beyde sich ewige Treue geschworen, und unterhielten jetzt schon durch drey Jahre das innigste Liebesverständniß durch einen ohnunterbrochenen Briefwechsel, welchen eine vertraute Magd in dem Hause des alten Thüngersfeld besorgte.

Hainberg war arm, und nur von geringer Herkunft. Er verdankte seine Existenz seiner Tapferkeit und der Gnade des Markgrafen, seines Herrn, welche jene ihm verschafft hatte. Dieser hatte ihm versprochen, ihn nach Beendigung des Feldzugs, in welchen er jetzt denselben begleitete, mit ansehnlichen Besitzungen zu belehnen, und dann, hofften die Liebenden, werde der alte Thüngersfeld der Fürsprache des Markgrafen,

welche dieser seinem Lieblinge um Bertha bey demselben zu thun versprochen hatte, nicht ausweichen können, und so der große Wunsch aller Liebenden, — die Heurath ohne Anstand erfolgen.

Drey Jahre lang hatte bereits die Korrespondenz der Liebenden gedauert, und eben glaubten sie dem lange ersehnten Ziele um ein beträchtliches näher gerückt zu seyn, da die Fehde, welche der Markgraf diese Zeit über mit abwechselndem Erfolge gegen seinen Bruder gekämpft hatte, sich jetzt ihrem Ende näherte, und der Markgraf Hainbergen, dessen Tapferkeit er vieles von dem glücklichen Erfolge seiner Waffen verdankte, bereits die ansehnlichen Lehen benannt hatte, mit welchen er ihn zur Belohnung seiner Tapferkeit beschenken wollte, als ein unglücklicher Zufall diese frohe Aussicht zernichtete.

Bertha pflegte eine Menge Tauben; bey diesen Thierchen brachte sie alle die Stunden zu, welche ihr die ihr angewiesenen Verrichtungen, die sie immer mit Pünktlichkeit erfüllte, übrig ließen. Kunigunde gab ihr diesen unschuldigen Zeitvertreib aus der ökonomischen Rücksicht gerne zu, weil sie reichlich den Zehnden des Taubenschlags für ihre Küche erhielt. Der Taubenschlag war dann auch der einzige Ort, wo Bertha allein war, und nicht beobachtet ward. Dort schrieb sie daher ihre Briefe an ihren Hainberg, unterhielt

sich mit denen, die sie von demselben erhielt, und bewahrte diese in einem Kasten auf, den sie sehr künstlich unter den Dachsparren zu verbergen gewußt hatte.

Durch einen Sturm ward in einer stürmischen Herbstnacht jener Theil der Bedachung, wo sich der Taubenschlag befand, zusammengerissen, und der Kasten, worinn sich das Portefeville Bertha's befand, fiel mit einem Theile des Daches in den Hof, und ward so am Morgen von dem Finder den Alten zugestellt. — Bertha wollte und konnte nicht läugnen, es ergieng daher von Kunigunden und ihrem schwachen Vater, der von seinem Weibe geleitet sich lange schon daran gewöhnt hatte, seine Tochter als eine fremde anzusehen und zu behandeln, ein fürchterliches Gericht über sie, und sie ward nach einer Menge Mißhandlungen in eine Art von Verlies gesperrt, wo sie bey kümmlicher Nahrung mehrere Tage lang sich selbst überlassen ward.

Während dieser Zeit hatte Kunigunde Muße genug gehabt, den schwachen Alten vollkommen zu bearbeiten, der ohne viele Mühe zugab, daß Bertha in ein Kloster gesteckt werden müsse, als Kunigunde den Ort traf, wo er am reizbarsten war, nämlich seinen Ahnenstolz angriff, und ihm bemerklich machte, daß durch die Heurath Bertha's mit einem Bürgerlichen sein Adel und die Verdienste sei-

ner Voreltern beschimpft würden, und man daher alles anwenden müsse, diese zu verhüten. Da nun Bertha ohne Rückhalt sich gegen ihre Eltern mit der größten Festigkeit erklärt hatte, daß sie nie und unter keiner Bedingung von Hainbergen lassen werde, so war der alte schwache Mann sehr bald überzeugt, daß es kein andres Mittel gebe, seiner Familie den gewaltigen Schimpf einer Mißheurath zu ersparen, als wenn man das Mädchen ins Kloster brächte.

Kunigundens ältre Schwester war grade Aebtissinn im Kloster zu Himmelspforten. Dies Weib, mißgestalteter noch und boshafter als Kunigundens Töchter, war, nachdem sie ihre Jugend auf eine gar nicht klösterliche Weise durchlebt, endlich schon als Matrone in das benannte Kloster eingetreten, weil sie keinen Mann mehr erhaschen konnte, und hatte dort durch Bestechungen und Intriguen es sehr frühzeitig dahin gebracht, daß sie von den Nonnen zur Aebtissin erwählt ward, denen sie dafür die vollste und ungebundenste Freyheit ließ, der sie sich selber, obgleich mit der äußersten Vorsicht, überließ. — Dies Weib, das alle Fehler Kunigundens nur noch in weit größerm und auffallenderem Maaße besaß, hatte eine außerordentliche Vorliebe für die Kinder ihrer Schwester geäußert, und war daher, und bey dem äußerst intriguanten, grausamen und fühllosen Karakter, der ihr eigen war ganz gemacht, Kunigundens Plane auszuführen,

welche darinn bestanden, Bertha durch List oder Gewalt dahin zu bringen, daß sie die Gelübde der Nonnen ablege. An sie wendete sich daher Kunigunde, während die gefangene Bertha in der Einsamkeit die Entwickelung ihres Schicksals erwartete, und erhielt alsbald von ihr die Versicherung, daß sie alles übernehmen und besorgen wolle, daß sie ihr nur das Mädchen ins Kloster liefern und ihr dann ganz überlassen solle, ohne sich weiter im geringsten um dasselbe zu bekümmern, denn, setzte sie hinzu, mir und der Kirche wird, dafür stehe ich, niemand mehr dasselbe rauben.

In dieses Weibes Hände lieferte in der größten Stille der schwache Alte und sein boshaftes und geiziges Weib die unglückliche Bertha. Die Aebtissinn übernahm das zitternde Mädchen aus den Händen des gefühllosen Paares, versicherte nochmals, daß sie für alles stehe, und erhielt dagegen die freudige Gegenversicherung, daß ihr nun das Mädchen ganz überlassen sey, und man sich fernerhin gar nicht mehr um dasselbe bekümmern werde.

Die Domina fing damit an, daß sie sich das Zutrauen Bertha's zu bemächtigen suchte. Bey dem unschuldigen, arglosen Geschöpfe ward ihr dies nicht schwer. Sie ließ derselben alle Freyheit, ohne sie gleichwohl einen Augenblick aus den Augen zu lassen. Sie suchte ihr mehrere Nonnen

aus ihrem zahlreichen Konvente zur Gesellschaft aus, die sich ihrer Neigung bemächtigten. Das Mädchen ging in die Falle, die man ihr gelegt hatte; sie fand Geschmack an dem Klosterleben, von dem man ihr eine so schöne Seite zeigte, und an der Behandlung, die sie hier genoß, und die so sehr von derjenigen unterschieden war, welche sie in ihrem väterlichen Hause erhalten hatte. — Nur ihre Liebe zu Hainbergen, und das Versprechen zur Treue, welches sie ihm gethan hatte, hielt sie zurück, den Schleyer zu nehmen, der für sie jetzt so viel Reize hatte. Die Domina, welche sie zu Vertrauten ihrer Liebe gemacht hatte, versprach ihr, sie mit ihren Eltern zu versöhnen, von diesen Verzeihung, und die Erlaubniß, ihren Geliebten heurathen zu dürfen, zu erwirken, und sie so in Hainbergs Arme zu liefern. Dankend warf sich das Mädchen vor der Schlauen nieder, welche, um sich ihres Vertrauens vollends zu bemächtigen, ihr eine ihrer eignen Liebesgeschichten erzählte, deren unglücklicher Ausgang, wie sie versicherte, sie bestimmt habe, in das Kloster zu gehen, um dort unter dem Schleyer Ruhe zu suchen, welche sie auch glücklich unter demselben gefunden habe.

Vor allem mußte nun der Aufenthalt Hainbergs ausgeforscht werden, von welchem Bertha, die sich nun schon über ein halbes Jahr im Kloster befand, seit acht Monaten nichts gehört hatte. — Immer hatte das arme Mädchen gezit-

tert, wenn sie an der Tafel der Aebtissinn die vorbey reisenden Priester und Mönche von den Schlachten erzählen hörte, welche der gewaltige Markgraf von Anspach, dessen Fehde sich erneuert hatte, als sie eben ihrem Ende ganz nahe zu seyn schien, erzählen hörte. Bisweilen hörte sie dann auch durch diese das Lob Hainbergs, der unterdessen zum Kriegsobristen vorgeruckt war, und zitterte für das Leben ihres Geliebten, während sie in das Lob des Helden einstimmte. Die Aebtissinn versprach, ihr bestimmte Nachricht von ihrem Geliebten zu verschaffen, und demselben ihren dermaligen Aufenthalt kund zu thun. Arglos überließ Bertha derselben diese Einleitung.

Einst war an der Tafel der Aebtissinn ein Mönch, der viel von seinen Reisen und dem Ungemacht, welches er ausgestanden, erzählte, und dabey sich in eine weitläufige Schilderey der Zufälle einließ, die er erstanden, als er durch die Gegenden gezogen, die jetzt des Markgrafen Kriegsvölker besetzt hielten. „Habt ihr, fragte, wie von ohngefähr, die Aebtissinn, wohl auch des Markgrafen tapfern Kriegsobristen, Franzen Hainberg, gesehen, oder von ihm gehört?“ Wohl hab' ich das, ehrwürdige Frau, entgegnete der Mönch, und erzählte dann lang und viel von dessen Thaten und Ruhme, und den Ländereyen, welche der Markgraf ihm verliehen, und dessen Tapferkeit und Milde, und schloß damit, daß er versicherte, wie

der Held der schönen Gräfinn von Burgacker gar wohl werth sey, mit welcher er vor vier Wochen getrauet worden.

Bertha horchte hoch auf und wollte ihren Ohren nicht trauen, als sie diese Erzählung hörte. Als aber der Mönch fortfuhr, die Trauungsfeyerlichkeiten zu erzählen, welche er mit angesehen, und mit ächter Mönchsberedsamkeit die geringsten Kleinigkeiten, welche dabey vorgefallen seyn sollten, auszukramen, da verlor das unglückliche Mädchen die Besinnung, und sank mit einem Schrey des Entsetzens zu Boden. Die Aebtissinn brachte sie selbst hinweg und suchte sie, als sie wieder Fassung gewann, damit zu beruhigen, daß in der Erzählung des frommen Mönchs auch wohl ein Irrthum seyn könne, indem sie dieselbe bat, nur noch drey Tage lang ruhig zu bleiben, binnen welchen der Bote zurückkommen müsse, welchen sie um Nachrichten an die Aebtissin eines Klosters in der Gegend, wo Hainberg kämpfte, geschickt habe.

Diese drey Tage dehnten sich dem liebenden Mädchen zur Länge der Ewigkeit aus. In der Hälfte des dritten erschien, als Bertha eben bey der Aebtissinn war, ein Klosterknecht, welcher derselben einen Brief der Aebtissinn zu Marienrunde, in dessen Gegend des Markgrafen Völker standen, übergab. Mit erkünsteltem Entsetzen reichte die Alte, nachdem sie denselben gelesen,

den Brief dem Mädchen hin, das kaum ihn halb gelesen hatte, als es schon das Bewußtseyn verlor. Er enthielt leider die Bestätigung dessen, was bereits der Mönch erzählt hatte, daß nämlich Bertha's Geliebter, nachdem der Markgraf seine Heldenthaten königlich belohnt habe, vor einigen Wochen mit der schönen und reichen Gräfinn von Burgacker vermählt worden, und daß noch jetzt die Feyerlichkeiten der Vermählung nicht geendet seyen. Dabey war dann im Nonnenstyle der Bischof benannt, welcher die Trauung verrichtet, und die Priester, welche demselben hierbey assistirt hätten, und wie diese dafür von dem Brautpaare und dem Markgrafen belohnt worden, und was dergleichen Dinge mehr sind, die außer den Nonnen niemanden interessiren können, von diesen aber mit dem ihnen eignen Kleinigkeitsgeiste mit der lebhaftesten Begierde verschlungen zu werden pflegen, die sie sogar die Hauptsache übersehen macht.

Die Intrigue, welche hier gespielt ward, war freylich zu fein, als daß ein so trugloses, zutrauliches Geschöpfe, als Bertha war, dieselbe hätte durchsehen können. — Der durchreisende Mönch, der zuerst diese Mähre im Kloster erzählt und so viel von den weiten Reisen, welche er gemacht habe, gefaselt hatte, war niemand anders, als ein Mönch aus dem benachbarten Kloster des heiligen Franzismus, der noch nicht

viel weiter gereist war, als aus seinem Kloster nach Himmelspforten zu der ehrwürdigen Frau Aebtissinn, welche ihn mit einem guten Essen und einigen Silbermünzen bestochen hatte, nach der verabredeten vorgängigen Einleitung die Lügen zu erzählen, welche das arme Mädchen so heftig angegriffen hatten; und der Brief, welchen die Aebtissinn von Marienrunde geschrieben haben sollte, und den sich die schlaue Aebtissinn in Gegenwart Bertha's eigends in der Absicht, um die Sache natürlicher und wahrscheinlicher zu machen, bringen ließ, war von dem fetten Beichtvater des Klosters zusammengestoppelt, der von einem alten Briefe, der ehedem nach Himmelspforten gekommen war, das Wachs abgemacht und dem gegenwärtigen untergeschobenen Schreiben aufgedruckt hatte, um nichts zu wagen, wenn etwa Bertha Verdacht nehmen, und das Siegel untersuchen werde.

Diese Vorsicht war indessen überflüssig; das arglose Mädchen würde bey dem großen Zutrauen, welches sie in die Aebtissinn setzte, einer blosen mündlichen Erzählung derselben schon vollen Glauben beygemessen haben. Vertraut mit den Widerwärtigkeiten des Schicksals, das von ihrer ersten Kindheit an sie stiefmütterlich behandelt hatte, würde sie eine günstige Nachricht eher bezweifelt haben, als diese unglückliche. Nach einigen verzweiflungsvoll durchlebten Tagen bat sie auf den Knieen die Aebtissinn, sie in die Zahl ihrer Nonnen aufzunehmen.

Dies schlaue Weib machte im Anfange einige Anstände, indem sie heulerisch die Unglückliche damit zu trösten suchte, daß sie noch immer eine andre vortheilhafte Heurath treffen könne; nur nach und nach gab sie den stürmischen Bitten des betrogenen Mädchens nach, und nach vier Wochen hatte Bertha das unauflösliche Gelübde abgelegt, und stack unter dem unglücklichen Schleyer.

Wir wollen die arme Betrogene nun einige Zeit verlassen, und sehen, was indeß Hainberg, der von dieser für treulos und meineydig gehaltene Hainberg, machte.

Es war Wahrheit, daß derselbe Wunder der Tapferkeit gewirkt, daß er von seinem Herrn zum Kriegsobristen befördert, und mit mehreren der schönsten Lehen belohnt worden war. — Aber es war ein Gedichte der Hölle, daß er sich verehelichet habe. — Er war nie seiner angebeteten Bertha untreu, geworden, vielmehr hing er mit allem Enthusiasmus der glühendsten Liebe an dem holden Mädchen. Ihr Name war es, den er ausrief, wenn er in die dreymal stärkere Schaar der Feinde seines Fürsten eindrang; der Gedanke an sie stärkte ihn zu den Heldenthaten, vor denen selbst der Ruf erstaunte, denn nur durch diese, das wußte er, konnte er Bertha's Besitz verdienen.

Lange, als Bertha schon im Kloster war, setzte er seinen Briefwechsel mit derselben fort, der aber, da die Magd, welche denselben zuvor besorgt

hatte, auf die geschehene Entdeckung aus dem Hause des alten Thüngersfeld gejagt worden, immer in die Hände des Alten fiel. Diese ließen die Briefe unbeantwortet; als aber endlich Hainberg stürmischer ward, und meldete, daß er selbst kommen wolle, da mußte Karitas, Bertha's zweyte Schwester, demselben in Bertha's Namen schreiben, daß Bertha seit einigen Wochen die Gattinn eines würdigen Mannes sey, und sie beauftragt habe, dieses ihm zu schreiben, und ihn zu bitten, sie nicht weiter mit Briefen zu belästigen.

In die Schwerdter der Feinde eilte verzweifelnd Hainberg, als er diesen Brief erhielt, an dessen Wahrheit er nicht zweifelte, suchte den Tod und fand ihn nicht. — Gleich drauf schloß der Markgraf Friede, und Hainberg mit Ruhm gekrönt, aber die Verzweiflung im Herzen, ging auf eines der von seinem Fürsten erhaltnen Güter, dort die Ruhe zu finden, die er vergebens suchte. Da er absichtlich sich blos auf sich selbst beschränkte, blos seinem Kummer lebte, und mit niemand Umgang hatte, so war Bertha schon über ein Jahr Nonne, ehe er erfuhr, daß er betrogen worden. Da er zwar hörte, daß seine Geliebte Nonne sey, das Kloster aber, in welchem sie lebte, nicht bestimmt erfahren konnte, so nahm er sich vor, sie aufzusuchen, sie, wäre es auch im Mittelpunkte der Erde, zu finden, und dann sollte sie sein werden, und wenn die ganze Hölle sich entgegensetze.

Da Hainberg mit Recht muthmaßte, daß Bertha in einem der vielen Klöster Frankens schmachte, wovon dies schöne Land wimmelt, wie von giftigen Insekten der Nilschlamm, so fing er dort seine Untersuchung an, nachdem er vergebens alles angewendet hatte, die Wohnung seiner Geliebten auf leichteren Wegen zu erfahren, welches ohnehin um so schwieriger war, da diese bey Ablegung der Gelübde einen andern Namen annehmen müssen, und nicht mehr Bertha, sondern Fidele hieß, und des Familiennamens der Nonnen in den Klöstern so wenig gedacht wird, daß selten jemand denselben weiß, und sie selbst denselben, wie man Beyspiele hat, bisweilen vergessen. Indessen war hier der Zufall ihm günstig.

Wir übergehen die Klöster, worinn Hainberg bereits seine Geliebte aufgesucht hatte, die Abentheuer, die er hierbey bestanden, die Verkleidungen, welche er zu diesem Zwecke angelegt, und die Rollen, die er zu diesem Behufe gespielt, so wie die Mittel, durch welche er sich verläsigt hatte, daß sie in denselben nicht sey, aus dem sehr zureichenden Grunde, weil wir dieselbe selbst nicht wissen, indem die Tradizion dieselbe uns nicht aufbewahrt hat, und weil wir, so leicht uns es werden möchte, dieselbe in reichlichem Maase hinzuzudichten, unsern Lesern nicht Fikzion, sondern Wahrheit liefern, wenigstens nirgends mehr sagen wollen, als die Volkssage enthält, der wir nichts beysetzen mögen.

Seitdem Bertha das Gelübde abgelegt hatte, beobachtete man sie im Kloster weniger. Man fand es nicht mehr der Mühe werth, auf dieselbe so genau zu wachen, als zuvor, da man es für unmöglich hielt, daß Hainberg oder sie selbst die Kühnheit haben sollten, einen Frevel an der Kirche zu begehen, und eine derselben geweihte Jungfrau in die sündliche Welt zurückznführen. So war es ihr dann auch ohnbenommen, durch die gegen den Main gebauten Fenster des Klosters die Aussicht in die schöne Gegend zu genießen, und in die Welt zu blicken, für welche sie verloren war. Hier, wo sie ihren Kummer nachhangend oft ganze Tage zubrachte, entdeckte sie Hainberg, der eben mit der Reihe seiner Untersuchungen an diesem Kloster stand, und erkannte ersten Blickes seine geliebte Bertha, so bleich auch ihr Antlitz, so trüb ihr Auge, und so kummerschwer ihre Züge waren. — Sein treuer Freund, Albrecht von Rüdern, schlich sich unter einer Mönchskaputze in das Kloster, und fand bey der vollkommnen Freyheit, welche die Aebtissinn die Nonnen, besonders mit Mönchen, genießen ließ, leicht Gelegenheit, Bertha von dem geschehenen Betruge zu unterrichten. — Das Mädchen gerieth in Wut, über die sie so wenig Meister war, daß sie dieselbe der Aebtissinn fühlen ließ, und ihr im Angesichte des ganzen Konvents eine Situazion vorwarf, in welcher sie die Heuchlerinn einst bey dem Beichtiger des Klosters überrascht hatte, und die sich schlecht

zu dem Gelübde der Keuschheit schickte, das die Nonnen bey der Profession feyerlich schwörend ablegen müssen. Der Haß der Aebtißinn, der bisher nur geschlafen hatte, wachte hierdurch mit verdoppelter Stärke auf; indeß verbiß diese Meisterinn im Heucheln ihren Zorn, weil sie das Aufsehen fürchtete, das sie durch Bertha's Bestrafung erregen möchte, und spielte die Rolle der großmüthig Vergebenden. Von diesem Augenblicke an aber bewachte sie den Gegenstand ihres Hasses mit Argusaugen, theils um Gelegenheit zu finden, ihre Rache an der Unglücklichen zu sättigen, theils weil sie schlau genug war, um einzusehen, daß die sanfte Bertha eine außerordentliche Veranlassung haben müsse, um in jene Wut zu gerathen, von welcher sie noch kein Beyspiel gesehen hatte, und deren sie dieselbe gar nicht einmal fähig hielt, weshalb sie gleich muthmaaßte, daß Bertha von dem durch sie derselben gespielten Betruge Nachricht erhalten haben, und daß wohl gar Hainberg in der Nähe seyn müsse, und zwischen Beyden ein Verständniß bestehe.

Sie verdoppelte daher Aufsicht und Spähe auf Bertha's Schritte, und es ward ihr nicht schwer, zu erfahren, daß diese durch die auf den Main ziehenden Fenster des Klosters alle Nacht vermittelst eines Fadens Briefe wechselte. — Sie gab, um deren Inhalt zu erfahren, Bertha'n ein Geschäfte, das sie auf einige Zeit von ihrer Zelle

entfernte, und ihr Muse gönnte, dieselben zu untersuchen. Bertha war so unvorsichtig gewesen, die erhaltnen Briefe schlecht zu verwahren, und so fand die Aebtissin nicht nur, daß Hainberg in der Nähe war, sondern sogar die nächstfolgende Nacht bestimmt war, Bertha'n zu entführen, welche auf einer Leiter durch das mehrangeführte Fenster in die Arme ihres Geliebten fliehen sollte.

Die Nacht erschien, und Bertha eilte nach der Verabredung ihrem harrenden Geliebten in die Arme. Ein bereitgehaltner Nachen brachte sie glücklich über den Main, und eben wollten sie die am jenseitigen Ufer stehenden Pferde besteigen, um einem Orte zuzueilen, wo sie auf immer sich vereinigen würden, da brachen aus dem nahen Weinberge die dort im Hinterhalte versteckten Klosterknechte mit dem Schutzvogte des Klosters hervor, und umringten die Flüchtlinge. Hainberg und sein Freund Rübern fielen, fechtend wie die Löwen, unter den Streichen der Menge, man bemächtigte sich der ohnmächtigen Bertha, und brachte sie ins Kloster. — Dort hielt die boshafte Alte, mit denen auf Bertha nicht minder ergrimmten Nonnen, grinsend von der Freude der gesättigten Rache, Gericht über die Unglückliche, einmüthig ward ihr die Strafe zuerkannt, eingemauert zu werden. — Man grub an dem nämlichen Orte des Ufers, wo man Bertha'n gefangen, und ihren edlen Geliebten erschlagen hatte, ein enges Gewölbe, das ganze Konvent der Nonnen

fuhr betend mit schwarzen Kerzen in der Hand, das unglückliche Opfer gefesselt in ihrer Mitte, über den Main, der Beichtiger des Kloster sprach das schröckliche „Vade in pace" und langsam, damit sie nicht Schaden nehme, ließ man die unglückliche Bertha auf Seilen in das kalte Gewölbe hinab, ausgesteuert mit einem Stricke, Hammer und Nagel, einem Krug Wasser und Brode, und schob den ungeheuren Stein auf die zugemauerte Oefnung, den noch jetzt des Wandrers Auge, wenn er die Schauergeschichte hört, thränend und mit Entsetzen erblickt. — Ob die Unglückliche den schröcklichen Hungertod gelitten, oder von der durch ihre Ausdünstung verdickten Luft erstickt worden, oder von der Verzweiflung ergriffen, von dem ihr mitgegebenen Stricke, Hammer und Nagel Gebrauch machte, — das weiß nur Gott, der alles weiß, und mit Gerechtigkeit diese in der barbarischen Vorzeit nur gar zu häufig getriebene Mönchsbarbarey rügen wird.

Zwey merkwürdige Ahndungen.

Es giebt so manches in der Natur, welches zu ergründen, Philosophen, Physiker und Metaphysiker sich bisher fruchtlos bestrebt haben. Die Wirkungen unbekannter Ursachen werden vielleicht einst, wie wir hoffen wollen — etwa bis zum Jahre 2440. — auch noch in Wesenheit und Grundursachen erkannt werden, bis dorthin aber müssen wir diese Wirkungen, die wir, ohne ihr Veranlassung zu kennen, durch unsre Sinne wahrnehmen, als Ausflüsse einer höhern Macht verehren, ohne irgend einer Regung des Aberglaubens oder einer feigen und abersinnigen Furcht Raum zu geben.

Unter diese Klasse gehören vorzüglich die sogenannten Ahndungen. Niemand kann es läugnen, daß es deren gibt, obgleich der Schwachsinnige und Abergläubige deren überall sieht, wo der Vernünftige keine findet, und indem der Letztre die natürlichen Ursachen sehr leicht entdeckt,

welche anscheinende Ahndungen bey dem weniger Aufgeklärten erzeugen, so reicht doch bisweilen auch der größte Scharfsinn nicht zu, andre zu erklären, welche wirkliche psychologische Phönomene bilden.

Unter diese gehören folgende zwey wahre Geschichten. Die erste derselben hat ein vor kurzem verstorbener, angesehener und sehr redlicher Mann öfters erzählt, und obgleich man als bekannt annahm, daß derselbe, wie sehr er auch sonst als ein höchst rechtschaffner, zuverlässiger und gar nicht abergläubischer Mann anerkannt war, doch gerne seine, übrigens sehr merkwürdigen Reisen mit Abentheuern auszuschmücken pflegte, mit denen es nicht immer so ganz richtig war, mehr um die Gesellschaft, welcher er erzählte, zu unterhalten, und seiner Erzählung mehr Lebhaftigkeit und Interesse zu geben, als um sich und seine Schicksale merkwürdig zu machen, so nahm man doch die Erzählung, welche wir hier unsern Lesern ganz getreu so mittheilen, wie er dieselbe zu erzählen pflegte, durchgehends als wahr an, theils weil er sie nie, ohne von einem lebhaften Schauer durchdrungen zu seyn, mittheilte, der, wenn seine Angabe Fikzion gewesen wäre, weggefallen seyn würde, theils weil er solche nicht gerne und selten erzählte, da man ihm sonst eine wahre Gefälligkeit that, wenn man seine Erzählungen anhörte, welche der gastfreye Mann immer mit einigen Flaschen Rheinwein vergütete, (weshalb es ihm dann

auch nie an Zuhörern fehlte) — theils weil er immer, so oft er diese Geschichte vollendet hatte, traurig ward, und in tiefes Nachdenken verfiel, und nie auch nur den kleinsten Umstand in der Erzählung änderte, welches ihm sonst, so oft er zum zweytenmale ein Mährchen in seine Erzählungen einflocht, bey seinem schwachen Gedächtnisse jedesmal begegnete.

Wir überlassen es übrigens unsern Lesern, über die Glaubwürdigkeit des Faktums nach eignem Belieben zu urtheilen, und desfalls psychologische Untersuchungen anzustellen, indem wir blos unserm Zwecke, denselben zu unterhalten, getreu bleiben. Gleiches gilt auch in Hinsicht auf die zweytere der hier dargestellten Vorfälle.

Diese hat Cicero, Roms größter Standsmann und Philosoph, ein Mann gleich ehrwürdig durch seine Aufklärnng, mit welcher er um viele Jahrhunderte den Genius seiner Zeit übersprang, als durch seine strenge Redlichkeit, die er gleichfalls vor der verderbten Moralität desselben voraus hatte, in seinen Schriften mitgetheilt.

I.

Ich war, — so erzählte unser Gewährsmann, den wir Baron Flamberg nennen wollen, weil der

Name zur Sache nichts thut — mit dem Grafen O* in Venedig. So innig unsre Freundschaft von der ersten Kindheit an gewesen (sie waren zusammen erzogen worden) und so gut wir uns auf der ganzen nun in das vierte Jahr andauernden Reise mit einander vertragen hatten, so war doch seit einiger Zeit eine gewisse Kälte unter uns eingetreten, und alle Versuche, welche wir wechselseitig machten, uns einander wieder zu nähern und die vorige Vertraulichkeit unter uns herzustellen, scheiterten oder gelangen nur auf einige Tage. — Wie mit Gewalt aus einander gesprengt trieben wir jedesmal wieder auseinander, und es schien uns eine Wohlthat zu seyn, wenn wir uns nicht sehen mußten.

O* war ausschweifend. Sein lebhaftes Temperament trieb ihn überall zu Exzessen, und er fand in dem wohllüstigen Italien überflüssig Gelegenheit, diesen seinen unglücklichen Hang im Uebermaase zu befriedigen. Ich war streng und nüchtern aus Temperament und Grundsätzen, und so wie sich des Grafen Leidenschaften immer mehr entwickelten und auffallender zeigten, so verstärkte sich diese Strenge bey mir noch mehr, da dessen Leidenschaften, welche immer in einem grellen Lichte erschienen, ein neuer Abhaltungsgrund mehr für mich wurden, mich denselben preis zu geben. Niemand schien mehr berechtigt zu seyn, denselben von seiner falschen Bahn zurückzuhalten als ich, da ich einige Jahre und Erfahrungen

vor ihm voraus hatte, und da mir unsre Freundschaft, und — ich darf es sagen — ein reiferer Verstand hierzu nicht blos ein Recht gaben, sondern mich sogar dazu aufforderten.

Aber grade diese Vorstellungen waren es, welche den Grafen immer weiter von mir entfernten, vielleicht weil ich sie mit zu viel Wärme machte. D* hatte ein höchst reizbares Temperament, und eine starke Dosis Stolz, der keine Superiorität anerkannte, noch weniger über sich gelten ließ. Er nannte meine freundschaftlichen Vorstellungen eine Anmaaßung, die er nie ertrug. So war es dahin gekommen, daß wir einander nie sahen, ohne daß sich die Bitterkeit und Abneigung vermehrte, welche die Verschiedenheit unsres Temperaments erzeugt, und die Verschiedenheit unsrer Grundsätze verstärkt hatte. Jeder von uns ging fortan seinen eignen Weg, ohne sich um jenen, welchen der andre einschlug, zu bekümmern, und bald sahen wir uns nicht mehr, als wenn wir uns zufällig auf der Treppe begegneten, (wir wohnten im nämlichen Hause und auf dem nämlichen Gange) wo wir uns dann mit kalter, zurückstoßender Höflichkeit ein paar Worte sagten, und froh waren, wenn wir scheiden konnten.

Seit ein paar Monaten hatten wir uns gar nicht gesehen, und jeder schien sich deshalb besser zu befinden. Ich wußte nichts von des Grafen damaliger Lebensweise, und es vergingen Wo-

chen, ohne das ich an ihn dachte, da mich eben das Studium der Astronomie, welche ich damals vorzüglich liebte, den ganzen Tag über beschäftigte.

Desto sonderbarer fand ich es, daß D*, an welchen ich Tage nicht dachte, einige Nächte hintereinander der Gegenstand meiner Träume war. Jedesmal versetzte mich der Traum in den Pallast des Marchese Cartoloni an dem Markusplatz, ich sah den Grafen dort in den Armen eines reizenden Weibes, und ein Abbate, der jedesmal in dem Pallaste zugegen schien, bat mich dann immer, den Grafen vor der Gefahr zu warnen, welcher er sich bey dem Eintritte in den Pallast aussetzte; dann sah ich wieder dort D* von Banditen jämmerlich ermorden. — Ich machte mir mehr Bewegung und trank nun jedesmal vor dem Schlafengehen einige Gläser Limonade, um mein Blut zu beruhigen; — umsonst, die Träume kamen jede Nacht wieder, und ich stand meistens ermüdeter auf, als ich mich niedergelegt hatte.

Ohngefähr gegen die zehnte Nacht ergriff ich, müde mich immer von den nämlichen Träumen abplagen zu lassen, das entgegengesetzte von den Mittel, welche ich bisher gebraucht hatte. Ich nahm gegen meine Gewohnheit eine ziemliche Porzion Wein zu mir, und entschlief im halben Rausche. — Es war eine glühend heiße Augustnacht, und die Fenster meines Schlafzimmers

offen. Ich mochte einige Stunden geschlafen haben, als ich ein äußerst heftiges Brausen, wie das Toben einer Windsbraut, zu vernehmen glaubte. Es war mir, als würfe der Orkan die Fenster meines Zimmers mit solcher Kraft gegen einander, daß die Scherben des zersprungnen Glases umherklirrten. Dann schien mich der Orkan zu fassen, und in ein düstres Gemach des Pallastes Cartoloni zu tragen, wo der oben angeführte Abbate mich beschwur, meinen Freund vor den Gefahren zu warnen, die ihn umschwebten, und ihn sogleich — wäre es nöthig, selbst mit Gewalt — aus Venedig zu reißen. Ich erwachte, richtete mich im Bette auf, suchte mich zu ermuntern, und selbst das Andenken des Traumes zu verwischen; nach einer halben Stunde schlief ich unter dem süßesten Spiele der Phantasie, durch welche ich mich in das Vaterland zurückgezaubert hatte, wieder ein. — Jetzt erneuerte sich die vorige Szene wieder, und der Abbate zeigte mir vier Menschen, welche ihre Dolche schliffen trübe, schröckliche Gesichter, mit der bestimmtesten Mordlust in der Teufels Larve. — „Hier, sagt er mit feyerlichem Tone, werden die Dolche für deinen Freund geschliffen; hier wird er morgen bluten.“ — Ich erwachte im Fieberschauer — Ich sprang aus dem Bette, schloß die Fenster und ging nachdem ich alles Wasser, welches ich bey der Hand hatte, verschlungen hatte, eine gute halbe Stunde im Zim-

mer umher, und las dann noch bey der Nacht-Lampe eine gute Weile in einem Werke, welches ich am Tage zuvor erhalten und das ausnehmend viel Intresse für mich hatte. — Kaum war ich wieder eingeschlafen, als der Traum, und zwar fürchterlicher und noch lebhafter als zuvor, von vornen anfing. Ich war wieder in die düstre Halle des Pallastes Kartoloni zurückversetzt; D* lag gefesselt am Boden mit der Angst des nahen Todes kämpfend, um ihn vier Kerls mit Dolchen und ein etwas ältlicher Mann mit der widrigsten Bosheit im Gesichte, spöttelnd mit teuflischem Hohne über die Angst des betenden Unglücklichen. Plötzlich fielen auf ein gegebenes Zeichen die Banditen über den Grafen her, der unter ihren Streichen sank. Ich erwachte, und in der schröcklichen Angst, die mich befallen, und trunken vom Schlafe, sprang ich mit wenigen Schritten in das Schlafzimmer des Grafen, das auf dem nämlichen Gange sich befand, auf welchem auch ich schlief. Erschrocken fuhr derselbe aus dem Schlafe empor, und vergalt mir die Zärtlichkeit, die ich in dem frohen Gefühle, ihn wiedergefunden zu haben, und in dem Momente, in welchem meine ganze alte Freundschaft wieder erwacht war, an ihn verschwendete, mit Vorwürfen. „Deine Mährchen, sagte er, als ich ihm die Ursache, welche mich zu ihm getrieben hatte, erzählte, mit äußerster Rauhigkeit, werden mich eben so wenig bestimmen, als deine übrigen Possen; und

ich bitte dich, mich mit einem so wie dem andern ein für allemal zu verschonen. — Jetzt wünschte ich zu schlafen."

Die Härte, mit welcher der Graf mich von sich stieß, that mir wehe. Beleidigt verließ ich sein Zimmer, ohne ein Wort zu sagen.

Die Erschöpfung nöthigte mich, den größten Theil des folgenden Tages das Bette zu hüten. Ich war nicht im Stande, die Bilder aus meiner Seele zu verbannen, welche mich so oft und anhaltend beschäftigten. Ich bereitete mich für die folgende Nacht auf einen ähnlichen Kampf vor, und wunderte mich um so mehr, da ich diese Nacht über alle Erwartung gut schlief. — Desto schröcklicher war die folgende.

Mehr wachend als träumend schien es mir gegen Mitternacht, als durchdränge ein fürchterliches Zwischen mein Schlafzimmer, unter welchem D** s klägliche Stimme einigemal laut mich um Hülfe rief, und dann unter konvulsivischen Anstrengungen zu verröcheln schien. So peinlich das Abarbeiten war, unter welchem mein Geist litt, so sehr bestrebte ich mich ruhig zu bleiben, und bald gelang es mir, wieder einzuschlafen. Es war spät am Morgen, als ich erwachte; mein Bedienter meldete den Kammerdiener des Grafen, der mich zu sprechen verlange, und schon lange im Vorzimmer meines Erwachens harre.

Pastocci, des Grafen Kammerdiener, den er in Rom angenommen hatte, hing mit schwärmerischer Wärme an seinem Herrn. Auch er mißbilligte dessen Lebensweise, mußte aber troz alles Widerstrebens grade der Corrisâe desselben seyn. Diese Nacht hatte er, wie gewöhnlich, auf seinen Herrn bis gegen Mitternacht gewartet, wo er dem Schlafe unterlag. Hier schröckte ihn genau der nämliche Traum empor, der auch mich gemartert hatte. Da sein Herr gegen seine Gewohnheit diese Nacht nicht nach Hause kam, so stieg die Angst des ehrlichen Purschen mit jedem Augenblicke, und weil er von der Spannung, welche zwischen seinem Herrn und mir bestand, nichts wußte, so glaubte er von niemand sicherer erfahren zu können, wo sich sein Herr befinde, als von mir. Um so näher war er der Verzweiflung, als ich ihm die Träume, von denen auch ich gefoltert worden war, erzählte.

Dies sonderbare Zusammentreffen unsrer Träume beängstigte übrigens auch mich doppelt, so wenig ich abergläubisch war, und so wenig ich Werth in dieselbe legte. Diese Beängstigung stieg, als mir Pastocci sagte, was ich bisher nicht gewußt hatte, daß der Graf mit der jungen und koketten Gattin des schon bejahrten Marchese Kartoloni seit einiger Zeit ein Liebesverständniß unterhalten, und alle Abende bey derselben geschwelgt hatte, während der Marchese die Zeit in einer der vielen Privatgesellschaften zubrachte, von welchen es in

Venedig wimmelt, aus welcher er erst nach Mitternacht schied, um welche Zeit der Graf, durch eine Seitenthüre entlassen, gegen Morgen zurückkehrte.

Wir kamen darinn überein, sogleich auf Kundschaft auszugehen, weil, wenn es des Grafen Rettung, oder die Entdeckung eines Bubenstreichs gälte, keine Zeit zu verlieren sey, da jede Minute die Sache in tieferes Geheimniß hüllen könne. — Ein Gerichtsdiener, der den Kammerdiener abrief, unterbrach diese Betrachtungen. — Man hatte den unglücklichen D* von einer Menge Wunden durchbohrt im Kanal gefunden; sein Kammerdiener ward gerufen, den Körper anzuerkennen.

Alle Untersuchungen, welche man anstellte, um den Mörder zu entdecken, waren fruchtlos. Ich mußte aus Venedig abreisen, ohne meinen bedaurungswürdigen Freund rächen zu können.

Nach achtzehn Jahren kam ich nach Venedig zurück. Der Zufall machte mich mit der Marchese Kartoloni bekannt. Sie war seit langer Zeit Wittwe und eine der angesehensten Damen in Venedig. Sie selbst rief unter Thränen das Andenken meines gemordeten, noch jetzt ihr theuren Freundes zurück. Von ihr erfuhr ich dann auch die ganze schauerliche Geschichte.

Ein alter Hauskaplan, der in dem Kartolonischen Hause lebte, war der Vertraute der Marchesa und des unglücklichen O*. Er war der Zwischenträger ihres Verständnisses. Der Marchese, ihr Gemahl, schien, so eifersüchtig und verdachtvoll er auch sonst war, diesmal nichts zu merken, und besuchte nach seiner Gewohnheit jeden Abend die Gesellschaft, in welcher er sich zu unterhalten pflegte, und worinn das Spiel das Hauptvergnügen der Unterhaltung war. Diese Zeit war immer zur Zusammenkunft des Grafen und der Marchesa bestimmt, und man trennte sich nicht eher als um Mitternacht, um welche Zeit der alte Herr heimzukehren pflegte; wo dann der Abbate den Grafen durch eine Seitenthüre entließ.

Das Ansehen, in welchem der Abbate bey dem Marchese und seiner Gemahlinn stand, war der Gegenstand der Eifersucht der andern Hausgenossen geworden; alle bemühten sich eifrigst, denselben zu stürzen; und vergalten ihm die Insolenz, mit welcher er dieselben behandelte, reichlich mit dem erbittersten Hasse. Der Graf und die Marchesa waren, wie alle Liebende, unvorsichtig, und wußten ihr Verständniß nicht sorfältig genug den Blicken der Neugierde und der Späher zu entziehen. So ward daher solches sehr bald unter der Dienerschaft des Marchesa bekannt. Ein alter Haushofmeister, der lange in der Gunst seines Herrn mit dem Abbate riva-

lisirt hatte, und es demselben nie vergessen konnte, daß er ihn aus derselben verdrängt hatte, fand diese Gelegenheit, den verhaßten Abt zu stürzen, zu erwünscht, als daß er dies Verhältniß nicht mit den gehässigsten Farben ausgemahlt seinem Herrn hätte hinterbringen sollen. — Der Marchese gerieth in Wut, doch wollte er sich zuvor von der Wahrheit der Anzeige selbst überzeugen. Hierinn kam der Abbate ihm zuvor. Durch einige dem Marchese entfahrne Worte hatte dieser entdeckt, daß die Sache verrathen war, und ohne Bedenken ergriff er die Parthie, nun selbst zu verrathen. Mit ächter Pfaffengewandheit wußte er sich zu entschuldigen, und von nun an war er der getreue Gehülfe des eifersüchtigen Marchese, dem es durch ihn leicht ward, sich von den Verhältnissen zwischen seiner Gemahlinn und dem Grafen zu überzeugen. — Er rächte sich als Italiäner. Der verrätherische Pfaffe mußte den Grafen, als er eben von der Marchesa schied, durch einen Vorwand in ein Gewölbe locken, in welchem vier gedungene Bravo's langsam den Unglücklichen mordeten, während Kartoloni sich an seinen Martern weidete mit teuflischer Freude. — Die Marchesa mußte in ein Kloster wandern, wo sie bis zu ihres Gemahls Tode Muße hatte, ihres Lieblings Schicksal und ihr eignes zu bejammern.

Die Stunde des Mords war die nämliche gewesen, in der ich jene Schauerscene geträumt hatte.

II.

Poplus war mit seinem Freunde Voltejus nach Apulien gereist. In einem Dorfe, welches das Ziel der Reise für Voltejus war, trennten sich beyde, Voltejus ging zu seinen daselbst wohnenden Verwandten, denen sein Besuch galt, Popius blieb in einem öffentlichen Hause über Nacht, um am andern Tage seine Reise fortsetzen zu können.

Hier ergriff in der Tiefe der Nacht den Poplus das Schauergesicht im Traume, daß ihm sein Freund Voltejus erschien, und winselnd und traurig ihn bat, ihn von dem Morde zu retten, der so eben ihm bereitet werde. — Poplus erwachte, schauerte und schlief wieder ein. Eine gute Weile darauf hörte Popius zum zweytenmale die Hülferufende Stimme seines Freundes, die ihn beschwor, ihn aus den Händen seiner Mörder zu retten, und ihn ermahnte zu eilen, indem, wenn er noch Momente säumte, alle Hülfe zu spät sey. — Wirklich hörte bald drauf Popius die Stimme seines Freundes unter kläglichem Gewinsel verhallen, und erwachtet im Fiberschauer. — Als er nach einer guten Weile wieder einschlief, erneuerte sich das Traumgesicht, im Todengewande, blaß, und von einer Menge tiefer Wunden entstellt, erschien ihm sein Freund, der im großen, tiefen Tone der Spek-

tren ihm sagte, daß jetzt, da er zu seiner Rettung herbeyzueilen gesäumt habe, alle Hülfe zu spät, und er schändlich gemordet sey. Zugleich beschwor er ihn, seinen Tod zu rächen, von dessen Schändlichkeit er sich und seine Mörder überzeugen könne, wenn er mit Anbruche des Tages zum Thore des Ortes eile, und dort einen mit Mist bedeckten Wagen untersuchte, unter welchem sein Körper hinweggebracht werden solle. Weniger absichtlich als durch Zufall, da er in aller Frühe weiter zu reisen sich vorgenommen hatte, erschien Poplus noch vor Anbruche des Tages an dem Thore; ein kurz darauf ankommender Wagen mit Mist spannte seine Neugierde, er bewog die Wächter, denselben zu untersuchen, und fand — tief unten mit Mist bedeckt, von Wunden entstellt und verblutet, den Körper seines Freundes, in der Stunde der Mitternacht von der Habsucht seiner Verwandten ermordet.

Petrowna Narefskin.

Unter die wenigen Menschen, welche der Zaar Peter der große von Rußland vorzüglich schätzte, gehörte auch Alexander Narefskin, Obrist bey der Leibgarde und General der Infanterie. Seine ausgezeichneten Kenntnisse, die ihn über seine rohe Nation erhoben, der er um Jahrhunderte vorgerückt war, seine allgemein anerkannte Biederkeit, seine angenehme Unterhaltung, seine unerschütterliche bey mehreren gefährlichen Vorfällen bewiesene Treue und Anhängigkeit an seinen Monarchen und sein Muth machten ihn vor allen der Gnade des Kaisers würdig. Peter hatte keine eigentlichen Lieblinge, die seinem Karakter eigne Wildheit und Härte, welche damals noch mehr als jetzt der Grundzug des russischen Nationalkarakters war, war durch seine frühere Erziehung um nichts gemildert worden, und seine Reisen konnten wohl seinen mit dem umfassendsten Talenten von der Natur ausgestatteten Geist halbwegs ausbilden, und ihn fähig machen, jene Einrichtungen ohne Grundsätze und Konsequenz

seinen barbarischen Staaten zu geben, die von den Schmeichlern seiner Zeit so sehr erhoben wurden, und den Halbbarbaren, welche dieselben bewohnten, vermittelst Knute und Flintenkolben einen Anstrich von Civilisation zu ertheilen, sein Gefühl aber zu verfeinern, zu berichtigen und zärter zu machen vermochten sie nicht, und er blieb sein ganzes thätiges Leben hindurch mit diesem im Rückstande. Narefskin war der einzige, der sich der wahren Freundschaft des Kaisers rühmen konnte, und so sehr er von den Launen dieses ungebilderen Mannes zu dulden hatte, der oft seine Lieblinge im Aufwallen des Zornes fährmannmäßig selbst durchprügelte, so sehr ward er durch die Gutmüthigkeit, mit welcher derselbe seine Unarten sogleich wieder zu verbessern suchte, und die Wärme und Herzlichkeit, mit welcher derselbe fast ausschließend an ihm hing, wieder mit demselben versöhnt, und an ihn angezogen. Auch war er der einzige, der sich stets in dessen Gnade erhielt, und er genoß dessen Freundschaft bis zum letzten Momente auf eine sehr ausgezeichnete Weise. — Mit Peters Tode änderte sich diese glückliche Lage.

Es bedarf keiner Anführung, daß Narefkin durch dies Verhältniß mit dem Monarchen eine Menge Feinde erhielt. So wenig er sich in Regierungsangelegenheiten mischte, und so sorgfältig er sich bemühte, niemand zu beleidigen, so war es doch schon Verbrechen genug, daß er der

Person des Monarchen so nahe gestanden war, und dies allein machte ihn zum Gegenstande des fast allgemeinen Hasses der Großen, die sich von ihm verdrängt glaubten. Selbst Peters Gemahlinn, Catharina I. liebte ihn nicht, weil einst in einer unartigen Laune Peter ihr übel begegnet hatte, wovon sie Nareskin für die Ursache hielt, so sehr unschuldig derselbe auch hieran war, und so sehr er wegen dieses ungegründeten Verdachts sich bey der Kaiserinn zu rechtfertigen suchte. Nur Nareskins Gemahlinn, Feodorowna eine gebohrne Prinzessinn von Mintschow, erhielt denselben noch, da die Kaiserinn dieser wegen einiger ihr vordem geleisteten Dienste ihre Gnade nicht entziehen zu dürfen glaubte, und so blieb Nareskin, so sehr auch seine Feinde gegen ihn arbeiteten, noch einige Zeit im Besitze seiner Staatsbedienungen, obgleich von allem Einflusse und selbst sogar vom Hofe entfernt.

Unglücklicherweise arbeitete Nareskin seinen Feinden selbst in die Hände. Es mag seyn, daß die Entfernung vom Throne, in der man ihn erhielt, und welchem nahe zu seyn, er nun einmal gewohnt war, und die mannigfaltigen Demüthigungen, welche ihm wiederfuhren, seine Galle empfindlich reizten, oder daß der Haß, den er von jeher gegen den Fürsten Mentschikow hatte, durch dessen dermalige große Macht und das schrankenlose Ansehen, in dem er bey der Kaiserinn stand,

ihn zu heftig angriff, genug, er war so unbesonnen, in einer größern Gesellschaft gegen Mentschikow heftig zu schimpfen, auf die Verhältnisse, in welchen derselbe zur Kaiserinn stand, in den härtesten und unanständigsten Ausdrücken zu schmähen, und sich eine Menge Drohungen gegen denselben zu erlauben. Natürlich, daß manche der Anwesenden nichts eifrigeres zu thun hatten, als dies dem gefürchteten Minister sogleich zu hinterbringen, und sich und ihm die Freude zu machen, den gehaßten Nareßkin zernichten zu können, natürlich, daß Mentschikow sogleich zur Monarchinn eilte, um ihr den Vorgang mit den gehässigsten Farben zu schildern, daß dann Nareßkin, als er kaum aus der Gesellschaft in seine Wohnung zurückgekehrt war, arretirt, in ein Gefängniß gebracht, und ihm der Prozeß als Hochverräther gemacht ward.

Vergebens waren alle Fürbitten für den Unglücklichen, vergebens warf sich seine Gemahlinn zu den Füssen der Monarchinn, und flehte um Verzeihung und Gnade; Mentschikows Einfluß war zu groß, seine der Kaiserinn bey ihrer Thronbesteigung eben jetzt erst geleisteten Dienste zu wichtig und neu, und er selbst zu sehr Nareßkins Feind, zu sehr ehedem von ihm übersehen und jetzt von ihm beleidigt worden; — Gnade nannte man die Unmenschlichkeit, daß Nareßkin nicht hingerichtet, sondern mit Einziehung seiner Güter nach Sybirien geschickt ward.

In sein unglückliches Schicksal ward auch seine Gemahlinn verwickelt. Auch sie hatte das unverzeihliche Verbrechen begangen, Mentschikowen einst beleidigt zu haben, und die Demüthigung, mit der sie jetzt zu diesem stolzen, rauhen Manne um Erbarmen flehte, vermochte nicht, einen Menschen zu besänftigen, den nichts in der Welt zu besänftigen vermochte, und der wohl Jahrhunderte lang zu hassen, mit dem heißesten, glühendsten Rachedurst zu hassen, aber nicht eine Minute zu vergeben und menschlich zu seyn vermochte. Man entzog ihr sogar ihr Eigenthum, das ohnbestritten ihr zugehörte, und nie ihrem Gatten gehört hatte; in Fülle erzogen und im höchsten Glanze gealtert, sollte die Unglückliche jetzt erst all den Druck des Elends und Mangel in doppelter Schwere fühlen. Um ganz sie zu zertrümmern, riß man mit sinnreicher Bosheit ihre Tochter, das einzige Kind ihrer bisher so glücklichen Ehe, das sie mit der höchsten, glühendsten Mutterliebe liebte, aus ihren Armen und sperrte dieselbe in ein Kloster ein, dessen Bewohnerinnen sich bemühen sollten, den Keim des Guten, den ihre vortrefliche Mutter in sie gelegt hatte, und der eben erst in der schönsten Blüthe sich zu entwickeln anfing, zu ersticken, oder, wie man sagte, den Stolz und Empörungsgeist zu dämpfen, den ihre Mutter ihr eigen gemacht hätte. — Da erwachte in Feodorownen das Gefühl ihrer innern Größe, das stolze, prächtige Bewußtseyn ihrer

Erhabenheit, das sie bisher ihrem Gatten und Tochter zum Opfer gebracht hatte, sie fing an sich groß und frey zu fühlen; einmal noch erniedrigte sie sich zu einer Bitte, zu der schönen Bitte, ihrem Gatten an den schauerlichen Ort seiner Verzweiflung folgen zu dürfen, und wanderte dann, wie zu einer Lustparthie, an seiner Seite ins Elend, ohne Thräne, ohne Jammer mit dem höchsten, erhabensten weiblichen Heroismus, ein Muster einer guten Gattinn, eines großen Weibes...

Gefesselt, auf einen Schlitten geworfen, ward der unglückliche General, von einem rohen Offiziere und zwölf Mann Wache begleitet, nach seinem Bestimmungsorte Turuchansk abgeführt.

Einen traurigern Aufenthalt für den unglücklichen Verbannten hatte Mentschikow nicht aufzufinden gewußt. Mangasca, oder wie es gewöhnlicher genannt wird, Turuchansk ist die nördlichste Stadt in Sybirien, sie liegt unter dem sechs und sechzigsten Grad nördlicher Breite. Schon unter dem sechzigsten Grade nördlicher Breite hört der strengen Kälte wegen das Land auf, produktionsfähig zu seyn, und bleibt ungebaut. Bey der Festung Argunsk bereits, die erst unter dem funfzigsten Grade der Breite liegt, thut sich selten das Erdreich über anderthalben Schuh auf, gefriert von der natürlichen Kälte das Quecksilber so fest,

daß es sich mit einem gekälteten Hammer schlagen läßt, und die innre Kälte der Erde macht es unmöglich, Brunnen zu graben. Hieraus läßt sich auf den fürchterlichen Grad der Kälte schließen, der zu Turuchansk, sechszehn Grad der Pole näher, Geschöpfe und Pflanzen erstarrt. Die Stadt liegt an der Mündung des Flusses Turuchan, und zwar am nördlichen Ufer des nikolaischen Arms, der ein Arm des Jenseistroms ist, und eine Werste von hier, flußabwärts den Turuchan aufnimmt. Ohngefähr hundert hölzerne Häuser, oder vielmehr armselige Hütten bilden diesen elenden Ort. Das ewige Eis, das man in dünne Rinden spaltet, und vor die meist aus Marienglase oder öhlgetränktem Papiere bestehenden Fenster auf die Art befestigt, daß man erwärmtes Wasser an die Ecken desselben angießt, und so solches an die Balken des Fenstergesimses anfrieren läßt, schützt nothdürftig gegen die oft allen lebenden Geschöpfen unerträgliche Kälte. Nur wenige Stunden erhellt der Tag diese nördliche Gegend und reichlich achtzehn Stunden ist zur größten Zeit des Jahres über Nacht; im Sommer sieht man dagegen die Sonne die ganze Nacht durch über dem Horizont, und wenn sonst ihre Abstrahlen auf dem ewigen Schnee, der mit einer undurchdringlichen Rinde überzogen ist, sich brechen, dann starrt das Auge ob des durchdringenden Abglanzes, und erblindet frühzeitig. Getrocknete und gebröckelte Fische vertreten die Stelle des

Brodes, das bey dem vollen Mangel an Getraidebau hier unter die Artikel des Luxus gehört, und diese nebst dem Fleische der Rennthiere, der Peszi, der weißen Wölfe und Bären, dann einiger Arten von Wasservögeln sind die Nahrung der unglücklichen Einwohner, welche meistens sich nur auf einige Zeit hier niederlassen, um sich mit der Jagd der ebengenannten Thiere, deren Fell hier den vorzüglichsten Ruf hat, und daher in diesen Gegenden am stärksten gesucht und am liebsten gekauft wird, zu bereichen, und ziehen dann nach einigen Jahren in Gegenden, welche von der Natur weniger stiefmütterlich behandelt wurden.

In die hölzerne Festung, welche den vorzüglichsten Theil der Stadt ausmacht, ward Nareskin nach einer fast viermonatlichen Reise, auf der er alle Arten von Widerwärtigkeiten, Demüthigungen nud Mißhandlungen erdulden müssen, von denen er verschiedenemale krank niedergeworfen worden war, zu dem Kommandanten gebracht, der seinetwegen bereits die Befehle des Hofes, oder vielmehr des allein regierenden Mentschikows erhalten hatte. Er war eine Kreatur dieses Ministers, ein äußerst rauher, wilder Mensch, ohne Sitten und Gefühl, stets von Brandtwein berauscht. Da Mentschikows bestimmte Befehle ihn zur Härte gegen den unglücklichen Verbannten anwiesen,

und er wußte, daß er sich bey diesem nicht besser empfehlen konnte, als durch die pünktlichste Erfüllung derselben, und wenn die Leiden, mit welchen er das unglückliche Opfer seines Hasses peinigte, durch die ungeheure Enrfernung so vieler hundert Meilen zu der Hauptstadt und den Ohren seines Gönners kämen, so kann man sich leicht die viehische Rohheit denken, mit welcher Munschevski, — so hieß dieser Unmensch — den Unglücklichen empfing. Hierzu kam noch, daß Narefskin diesen Elenden, der zuvor unter seinem Regimente gedient hatte, einst einer Unsittlichkeit wegen scharf gestraft hatte, und Munschevski war der Mann nicht, der so etwas vergessen konnte.

Als der General vor ihn gebracht wurde, sättigte er sich mit niedrigem Hohne an dem Unglücke des Gefangenen. Standhaft duldete dieser die schneidende Bosheit des Elenden, der ihm sogleich Sklavenkleider anlegen ließ und ihn als einen gemeinen Verbannten behandelte. Als aber der Bösewicht, um ihn auf das empfindlichste zu kränken, auch seine Gattinn als Sklavinn behandeln wollte, die unschuldige; die nichts verbrochen hatte, und blos im hohen Gefühle ihrer Pflicht ihren bedaurungswürdigen Gatten hierher begleitet hatte, — da brach sein Gefühl, und er strömte in Verwünschungen gegen den Barbaren aus, der so zu handeln vermochte. Kalt ließ dieser seinen General, dem er sonst oft, da er

selbst noch Korporal gewesen, niedergeworfen nach Rußischer Art die Füße geküßt hatte, fesseln und verurtheilte ihn als einen Rebellen zu den Patocken.

Unter den Strafarten dieses halbgebildeten Volkes, die alle unerhört grausam und barbarisch sind, ist die Strafe der Patocken nach jener der eigentlichen Knute die barbarischste und härteste. Nackt wird der zu peinigende auf den Mist geworfen, und der Zuchtmeister schlägt ihm tausende von gemäßigten und der Kraft nach stets abgemessenen Schlägen auf alle Theile des Bauches und des Rückens, von denen immer einer hagelrecht dicht neben dem andern gegeben wird, ohngefähr so, wie man an manchen Orten die Häute abzuklopfen pflegt, um sie würde zu machen. Die Folge hiervon ist, daß die äußre Bedeckung sich ablöst, und die ganze Haut zu einer ungeheuren Dicke anschwillt. Der Zustand, in welchen diese Manipulation den Leidenden versetzt, erfordert eine Heilung von mehreren Wochen, in denen der Unglückliche, der auf keiner Seite liegen kann, weil alle gleichmäßig zerschlagen und angespannt sind, weit fürchterlichere Schmerzen leidet, als während der Strafe selbst, und nicht selten in diesem schmerzhaften, ruhelosen Zustande erliegt.

Diese schröckliche Strafe, die er vorher, als er noch auf dem Gipfel seines Glückes stand, nie,

auch selbst nicht gegen die ärgsten Verbrecher angewendet hatte, mußte jetzt der Greis erdulden. — Seine Gattin, aus der Familie eines der ersten Fürstenhäuser des Reichs, mußte hülflos durch mehrere Wochen den Unglücklichen leiden sehen, und während dieser Zeit mit ihm darbend von den wenigen halbfaulen gedörrten Fischen leben, welche ihr Plager ihnen kärglich reichen ließ, denn es war einer seiner ersten Befehle gewesen, ihr das wenige, das sie zu Unterstützung ihres Gatten mitgebracht hatte, abzunehmen, und nur mit vieler Mühe hatte sie es erwirkt, daß sie nicht auch als Sklavinn behandelt ward.

Das Loos der Unglücklichen, welche nach Sybirien verbannt werden, ist unmenschlich hart. Der Augenblick, in dem das Verbannungsurtheil über sie ausgesprochen wird, raubt ihnen vollends noch die wenige Freyheit, welche barbarische Gesetze und eine unmenschliche Verfassung ihnen sonst gewährten. Von diesem Augenblicke an sind sie verurtheilte Sklaven, und wenn die Gesetze ihnen zuvor noch wenigstens eine Art precairer Sicherheit gewährten, dann lassen ihnen solche jetzt nur noch so wenig übrig, daß sie fast den Iloten des alten Sparta's, deren tödliche Mißhandlung eine nur wenig geahndete Handlung war, und auf welche zu gewissen Zeiten Sparta's Jugend, wie auf wilde Thiere, Jagd machte, gleich stehen. Sie müssen für den Staat arbeiten, und den Ertrag ihrer Arbeit demselben

abliefern, der von seiner Seite dagegen gar nichts für sie thut; sie stehen unter den willkührlichen Befehlen eines tyrannischen Gouverneurs, der das Recht des Lebens und Todes nach Willkühr über sie übt, sie der unbedeutendsten Kleinigkeiten wegen oft mit den härtesten körperlichen Strafen belegt, und gegen dessen Barbarey keine Abhülfe möglich ist, theils weil keine Vorschriften zur Behandlung der armen Verbannten da sind, welche die Willkühr des Gouverneurs einschränken, und theils weil es unmöglich ist, gegen denselben in der auf mehrere hundert Meilen entfernten Hauptstadt eine Klage zu führen, welche er ohne Mühe im ersten Keime ersticken kann, wenn auch der Gepeinigte eine Möglichkeit, dieselbe geltend zu machen, auffinden kann.

Außer dem Gouverneur ist noch jeder Offizier und sogar jeder Soldat Herr dieser Unglücklichen. Ungescheut mißhandeln diese dieselben bey jeder Veranlassung und auch sehr oft ohne diese, und wenn der Arme im Gefühle seiner aufgeregten Menschheit sich zu Wehre setzt, und etwa einen seiner Peiniger mißhandelt, dann ist dies ein Kapitalverbrechen, und er kann sich glücklich nennen, wenn die Knute nicht seinem bedaurungswürdigen Leben ein Ende macht.

Nach einem ausdrücklichen Gesetze Peters I. dürfen die Verbannten nicht das mindeste Eigen=

thum haben. So oft es daher den Soldaten einfällt, durchsuchen diese die Hütten dieser Armen, und nehmen denselben, was ihnen ansteht, wobey es gewöhnlich ohne Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten nicht abgeht. Keiner derselben darf sich hiergegen setzen, und so ist der Unglückliche und seine Familie oft in einer Viertelstunde der mit Mühe durch mehrere Monate auf kommenden Winter zusammengebrachten Nahrungsmittel, der mit Gefahr erhaltnen Pelze und seines ganzen armseligen Erwerbes beraubt.

Dies ist das Verhältniß, in welches Nareskin von seiner bisherigen Größe herabgestoßen ward. Als er von der erstandnen Mißhandlung durch die treue Pflege seiner Gattinn halb genesen war, ließ ihm der Gouverneur seinen künftigen Aufenthalt anweisen und die Vorschriften seines künftigen Lebens ertheilen. Zum Aufenthalte ward ihm eine anderthalb Meilen von der Festung eben erst neu angelegte Kolonie angewiesen. Sie bestand aus zehn Häusern von Verbannten bewohnt, und in dem eilften wohnte ein Unterofficier, der über diese und einige andere anstoßende Dörfer die Aufsicht hatte. Der General erhielt das nöthige Holz und das erforderliche Werkzeug zur Erbauung des zwölften, dessen Fertigung übrigens seine Sorge war, und wozu man ihm drey Monate Zeit gab, binnen welcher Frist solches dastehen mußte; denn es war nun einmal

bestimmt, daß noch ein Haus oder Hütte geschlagen werden sollte, und also nicht mehr willkührlich, ob Narefskin bey einem seiner Unglücksgefährten ständige Aufnahme finden würde, oder nicht. Dabey erhielt er eine Flinte, sechs Pfund Pulver und eben so viel Bley, nebst Lebensmitteln auf acht Tage auf Kosten der Regierung, die aber, weil die Regierung sich nur um den Sklaven und nicht um dessen Weib bekümmert, für Narefskin und seine Gattin nur auf vier Tage zulangten. Gleichwohl aber war dieselbe, obgleich sie bey Berechnung der Lebensmittel als eine Freye, und gewissermaßen als Reisende betrachtet worden, bey Austheilung der Arbeit als Sklavinn berechnet, denn sie erhielt, gleich denen Verbannten ihres Geschlechts, einige Pfund Wolle, um solche in einer gewissen Zeit für die Frau des Gouverneurs zu Garn zuzubereiten. Narefskin ward sehr genau bestimmt, daß er alle Woche einmal nach Turuchansk kommen müsse, um dort an den öffentlichen Arbeiten zu arbeiten, welche darinn bestanden, daß die Gefangenen die baufällige hölzerne Festung vor dem völligen Einsturz bewahren und zu einem Gebäude, welches der Gouverneur für einen Kaufmann aus Tobolks zur Aufbewahrung seiner Waaren um einen sehr theuren Preis aufzuführen übernommen hatte, die Materialien beyführen mußten; und weiter ward er angewiesen, eine bestimmte Quantität von Zobel — Hermelin — weiße Wolf- und Bärenpelzen und jenen

des weißen und blauen Peszl für die Regierung und den Gouverneur jährlich zu liefern. Der Kosakenhetmann oder Obriste, die Offiziere und selbst der Korporal, der das Kommando über das Dorf hatte, welches Narefskin mit noch zehn andern Unglücklichen bewohnten, bestimmten zugleich jeder für sich eine Anzahl dieser Pelze, welche an sie abgeliefert werden mußten, und zwar jeder mit einer eignen Art von Drohung, welche sie, wie Narefskin wußte, recht gut geltend machen konnten. Schon diese Anzahl von Pelzen schien dem Unglücklichen, der an so etwas nicht gewöhnt, und mit der Jagd dieser Thiere, von denen er vorher nie eines lebendig gesehen hatte, gänzlich unbekannt war, unmöglich aufzubringen, und außer diesen sollte er nun noch so viele erlegen, um sich und seiner Gattinn die Lebensmittel, Kleidung und übrigen Unentbehrlichkeiten des Lebens und selbst das zu dieser Jagd nöthige Pulver und Bley zu verschaffen, da um alles das die Regierung sich nicht bekümmert.

Er ward nun noch mit den Gesetzen der Kolonie, oder eigentlich jenen, womit der Gouverneur die tyrannischen Vorschriften der Regierung, welche wir oben angeführt hatten, noch mehr härtete, bekannt gemacht, und welche vorzüglich darinn bestanden, sich nicht über eine Meile von der Kolonie zu entfernen, nicht über Nacht außer dem Hause zu seyn, sich nie später als acht

Uhr Abends mit einem der übrigen Kolonisten in Gesellschaft treffen zu lassen, und keine Mammontsknochen, wenn er welche fände, zu unterschlagen, für deren Einlieferung an den Gouverneur einige Portionen Brandtwein zur Belohnung festgesetzt waren, so wie auf deren Unterschlagung Todesstrafe gesetzt war. — Diesen Gesetzen hatte der dirigende Kosakenkorporal abermal einige Kolonialgesetze beygefügt, die eben so boshaft und grausam als kindisch waren, und worunter zum Beyspiel sich eines befand, welches die armen Verbannten bey einer bestimmten Anzahl von Peitschenhieben anwies, in einer gewissen Entfernung vor der Hütte des Korporals die Mütze abzunehmen, und wieder ein anderes, das denselben unter einer doppelten Anzahl von Hieben befahl, wenn er bey der nächtlichen Runde, die er, der offenbaren Unmöglichkeit zu entfliehen ohnerachtet, fast alle Nächte machte, an ihren Hütten die Namen rief, mit entblößtem Haupte — bey der grimmigen Kälte — unter der Thüre ihres Hauses vor ihm zu erscheinen, und so den Unglücklichen sogar die wohlthätige Ruhe des Schlafes entzog.

Man wies Nareskin und seine Gattinn nun in die Hütte eines andern Verbannten, um dort, bis sie ihre eigne Hütte gebaut hätten, zu wohnen. Die Wohlthätigkeit seiner Unglücksgefährten, welche von dem innigsten Mitleid gegen ihn durchdrungen waren, söhnte ihn mit dem Gedan-

ken aus, unter diesen gemeinen Verbrechern von der rohesten und niedrigsten Gattung zu leben, die meistens wegen begangenen Räubereyen und andern dergleichen Schurkenstreichen hierher verwiesen worden waren; ein Gedanke, der seinem Gefühle peinlicher war, als seine übrigen Leiden, Freywillig halfen sie ihm seine Hütte erbauen, und liehen ihm zu deren Einrichtung die vorzüglichsten Nothwendigkeiten, sie versorgten ihn in der ersten Zeit mit Lebensmitteln, und gaben ihm Anweisung, die Thiere zu fällen, deren Pelz ihm Nahrung, Kleidung und alle Bedürfnisse geben, und ihn vor den Knutenhieben sichern mußten, die, wenn auch nur das mindeste an der bestimmten Abgabe fehlte, seiner w[illegible]teten. Und gleichwohl darbte er kärglich, und litt oft Hunger, so sehr auch er und seine arme, tugendhafte Gattinn sich abarbeiteten, da die Preise der Pelze, die ihm zum Verkaufe übrig blieben, viel zu gering, dagegen alle Bedürfnisse, welche aus der weiten Entfernung hergeschafft werden mußten, zu theuer waren, und die große Anzahl derer, die er abliefern mußte, ihm nur wenige zum Verkaufe übrig ließen.

Wenigstens ohne auffallende Mißhandlungen hatte Naresskin hier fast zwey Jahre gelebt und war seines Elends bereits gewohnt worden, als unversehens ihm einst das zu Theile ward, was er und seine Gattinn zwar stets wünschten, aber nie zu hoffen wagten, was bey der Vertraulichkeit mit ihrem Jammer, die ihnen täglich mehr eigen ward.

und der Gleichgültigkeit gegen die Schläge des Schicksals, die täglich höher bey ihnen stieg, noch das einzige war, dessen Entbehrniß sie schmerzte — der Anblick ihrer Tochter.

Petrowna war die einzige Frucht einer ohnunterbrochnen glücklichen Ehe, und daher der Gegenstand der innigsten Liebe ihrer Eltern, welche sie mit unglaublicher Sorgfalt auferzogen. Früh entwickelte sie sich zur vorzüglichen Schönheit, durch welche sie um so vortheilhafter sich auszeichnete, als damals die verunstaltete Kalmuckische Bildung noch mehr Nationalzug der Russen war, als jetzt, wo die Vermischung mit andern Europäischen Nationen jene widrigen Züge mehr verdrängt, und den Nationalschlag verschönert hat. Eine Erzieherinn, welche der General für seine Tochter aus Deutschland hatte kommen lassen, unterstützte dessen vortrefliche Gattinn, welche eigentlich das Geschäft die Erziehung sich nicht nehmen ließ, und da hier eine glückliche Auswahl geschehen war, und Narefskin überdem noch die geschicktesten Lehrer zum Theile aus der weiten Fremde her verschrieb, so gedieh Petrownens Geist und Herz zu einer Vortreflichkeit, die sie zum allgemeinen Muster machte.

Sie war sechzehn Jahr alt, als ihr Vater gestürzt ward. Man hatte sie, wie oben angeführt worden, damals in ein Kloster gesteckt. Der Sohn des Fürsten G... der als Obrister

unter der Garde stand, hatte seit einem Jahre sich um ihre Liebe bemüht, und war eben im Begriffe um ihre Hand zu werben, als jener unglückliche Wechsel in ihrer Familie eintrat. Der Obriste war ein edler Mann, dessen Gefühle nicht von den äußern Umständen abhingen. Obgleich sein Vater jetzt Minister, Menschikows vertrauter Freund und mit ihm verschwägert war, so blieb es ihm doch aller angewandten Bemühungen ohngeachtet unmöglich, Nareskins Schicksal zu mildern, und alle seine und seines Vaters Mühe scheiterte an dem eisernen Hasse des Barbaren. Dieser Haß und die Ungnade der Monarchinn vermochten indessen nicht, seine Liebe zu Petrownen zu mindern und den Vorsatz, sie zu seiner Gattinn zu machen, umzuwandlen. Aber eben so unerschütterlich blieb die Kaiserinn dabey, ihm die Vermählung mit der Tochter des gehaßten Verbannten zu untersagen, und sie verbot ihm sogar, dieselbe zu besuchen und zu sprechen. Eben dieser Befehl, den Obristen nie zu sprechen, ward auch Petrownen durch eine eigne Ordre ertheilt, in der sie die Verführerinn des Obristen genannt ward.

Aber die Befehle des Despoten scheiterten an der Allgewalt der Liebe. Der junge Fürst fand häufig Gelegenheit, die Geliebte, von der er mit gleicher Wärme wieder geliebt ward, zu sprechen, und beyde unterhielten durch Hülfe einiger wohl gewählten Zwischenträger eine ununterbrochene

Korrespondenz. Sie kamen dahin überein, daß der Obriste alles anwenden sollte, um Narefskins Zurückberufung zu erwirken, welches dieser für weniger schwierig hielt, als er es stehts fand, weil er glaubte, daß die Zeit den Haß gegen Narefskin kälten würde, und er die Gnade seiner Monarchinn vielleicht zu sehr in Rechnung brachte.

Petrowna hing mit äußerster Zärtlichkeit an ihren Eltern, und diesem Gefühle stand die Liebe zu ihrem Gliebten, so warm dieselbe auch war, weit nach. Das unglückliche Schicksal derselben schwebte stets vor ihren Augen, und sie hatte keinen höhern, feyerlicheren Wunsch, als ihnen dasselbe zu erleichtern. Dieser Wunsch ward immer heißer, und die Sehnsucht nach ihren Eltern immer mehr bey Petrownen rege, je weniger die Bemühungen des jungen G. für derselben Bestes gelingen wollten. Durch die Fruchtlosigkeit dieser Bemühungen ward der Entschluß, den Petrowna vorlängst gefaßt hatte, denselben zu folgen, immer mehr bestärkt, und nichts vermochte sie mehr von desselben Ausführung abzuhalten, als der junge Fürst ihr einst schrieb, daß ein abermaliger Versuch, den er für dieselbe gewagt, und von welchem er sich alles versprochen habe, mißlungen sey, und die Monarchinn mit Unwillen erklärt habe, daß, so lange sie lebe, Narefskin keine Hofnung habe, zurückberufen zu werden.

oder auch nur einige Milderung seines Schicksals zu erhalten.

Petrownens Herz schwankte nicht lange zwischen der Liebe zu ihren Eltern und zu ihrem Geliebten; es entschied bald für das erstere gewiß reinere, erhabnere Gefühl. Sie verkannte die Größe der Anstrengung und die Gefahren nicht, welche eine so ungeheure Reise, als jene in den nördlichsten Theil Sybiriens war, erforderte und auf sich hatte; die Sehnsucht nach ihren Eltern überwog diese Furcht. Sie kannte die Lage, die dort ihrer wartete, und gegen welche ihre dermalige nicht anders als höchst glücklich genannt werden konnte; aber eben diese Betrachtung stärkte ihren Muth, wenn sie sich ihre guten unglücklichen Eltern kämpfend mit dem tiefsten Elende und erliegend unter der Last desselben dachte, und sich erinnerte, daß es Pflicht sey, ihnen diese erleichtern zu helfen. — Sie entfloh aus dem Kloster, das bisher ihr Kerker gewesen war, und verfolgte den Weg nach Turuchansk, welchen sie sorgfältig ausgeforscht hatte.

Sie hatte sich Mannskleider verschafft, ihr Gesicht gefärbt, und sich bewafnet, und so gelang es ihr, indem sie sich für einen der jungen Pursche ausgab, die bisweilen nach jenen Gegenden ziehen, um sich durch die Jagd der Pelztragenden Thiere dort einiges Vermögen zu sammlen, mit beyspielloser Mühe, Anstrengung und Ge-

fahren den ungeheuren Weg von einigen hundert Meilen, von denen bisweilen mehrere nur von einer einzigen Familie bewohnt sind, zurückzulegen; eine Reise, die man wirklich ein Wunder nennen kann, wenn man diesen Weg über wenig bewohnte nicht angebaute und mit ewigem Eise und Schnee bedeckte Steppen, deren Durchwandlung ganze Horden von wilden Thieren höchst gefährlich machen, — und ein zartes siebzehnjähriges Mädchen, das, in der höchsten Gemächlichkeit erzogen, Mangel, und Strapazen auch nicht einmal dem Namen nach kannte, auf demselben denkt, und dabey nicht vergißt, daß es des Zeitraums von fast einem halben Jahre für dasselbe bedurfte, um solchen zurücklegen zu können.

Mit Mühe erkannte Narefskin seine Tochter, als sie einst des Abends als Jüngling in seine Hütte trat. Der Zeitraum von zwey Jahren, der seit ihrer lezten Trennung abgelaufen war, hätte Petrownen für sich schon unkenntlich gemacht, ohne daß es hierzu erst noch der Verkleidung, welche sie umhüllte, bedurft hätte. — Wir wagen es nicht, die Empfindungen dieses Widersehens zu schildern....

Petrowna behauptete die männliche Rolle, welche sie einmal zu spielen angefangen hatte. Sie behielt die männlichen Kleider, die sie trug und begleitete in diesen ihren Vater auf die Jagd.

die sie sehr erlernte, und mit eben so viel Geschicklichkeit als Muth trieb, und zur Fischerey, die nun für die Familie doppelt ergiebig ausfiel. Der Mutter half sie in ihren häuslichen Arbeiten und übernahm gerne und willig die geringsten Magdarbeiten, um der geliebten Mutter Erleichterung zu verschaffen, die sie bey ihrer zunehmenden Schwäche immer mehr nöthig hatte. — Ohne diesen ihren Fleiß würden die Eltern immer mehr in die traurigste Lage gekommen seyn, da auch der Vater an Alter und Schwachheit und den Folgen des Elends, das ihn umgab, und der ungewohnten Anstrengung, die er ohnausgsetzt anwenden mußte, um seinen Unterhalt zu gewinnen und die Abgaben aufbringen zu können, siechte, welche leztre, ohne auf sein Alter und zunehmende Schwächlichkeit Rücksicht zu nehmen, immer die nämlichen blieben. — Der Aufseher des Dorfs ward durch ein Geschenk, und das Versprechen, alle Jahre eine gewisse Anzahl von Pelzen mehr für sich zu erhalten, gewonnen, zu diesem Besuche zu schweigen und von dem Gouverneur war nichts zu befürchten, da derselbe seinen Wohnsitz nicht verließ und noch nie heraus gekommen war, um die Kolonien zu untersuchen, deren Obhut er gänzlich den Aufsehern überließ.

So verbreitete sich durch die Hülfe dieses edlen Mädchens eine Art von traurigem Wohlstande

über die Familie, man fing an, seines Elends gewohnt zu werden, und dasselbe in mancher Hinsicht so gar lieb zu gewinnen. Wechselseitiger Trost und Liebe würzte die Arbeit, Gnügsamkeit und Arbeit die armselige Kost. — Was aus dem jetzigen Ueberfluße der Jagd, oder einigen weiblichen Arbeiten, denen Petrowna und ihre Mutter den größten Theil der Nächte durch oblagen, erübriget ward, ward dazu verwendet, den beyden Alten eine gewisse Bequemlichkeit zu verschaffen, deren sie immer mehr bedurften. Petrowna ward nach und nach der fertigste Jäger in der ganzen Kolonie; keiner schoß sicherer, keiner wußte die Pelze mehr zu schonen und besser zu behandeln, keiner griff muthiger den grimmigen weißen Bären und den Wolf an, als sie. Neunzehn Monate währte dies Glück der Familie, als ein neues Unglück dasselbe abermal zerrüttete.

Petrowna hatte am Ufer des ohnfern fliessenden Arms des Jeneisei eine kleine Bucht gegraben, so wie es auch unsre Fischer zu thun pflegen, da die Fische dergleichen Buchten bey stürmischer Witterung stark beziehen, und ohnehin dort leichter und mit weniger Gefahr gefangen werden können. Sie war jetzt beschäftigt, dieselbe zu vergrößern und arbeitete zu diesem Zwecke unverdrossen, die beeiste Erde zu durchstechen. Der Zufall führte sie hierbey auf

einen sogenannten Mammonts=Knochen, den sie, da inzwischen auch ihr Vater dazu gekommen war, in kurzer Zeit ausgegraben hatten, und jetzt nach den strengen Kolonialgesetzen dem Gouverneur auszuliefern beschlossen.

Die Mammonts=Knochen oder Hörner, unter welchem Namen dieselben bekannt genug sind, sind eben so ihres innern Werthes als ihrer Seltenheit wegen vorzüglich geschätzt, und gehören unter Sybiriens theuerste Seltenheiten. Sie wurden vordem häufiger, seit achtzig Jahren seltner und nun fast gar nicht mehr an den Ufern der Flüsse Jeneisei, Obi, und der Lena gefunden, wo sie meist nicht tief unter der Erde lagen. Man hält sie für Knochen und Zähne von Elephanten, und verwendet sie gleich diesen. Die Eigenschaften und gewöhnlich auch die Farbederselben sind die des Elfenbeins. Seltner fand man gelblichte, braune und dunkelblaue, und zu diesem Farbenwechsel sucht man die Ursache in der Erdart, in welcher dieselben — wer kann berechnen wie lange? — vergraben gelegen waren. In den höhern Gegenden findet man dieselben gewöhnlich frisch, weiter abwärts mürber. Wie und wodurch sie dorthin gekommen, bleibt uns ein Räthsel.

Diese Mammonte werden zu äußerst hohen Preisen bezahlt. Obgleich sie das Eigenthum der Krone sind, und daher den Kolonisten bey Lebens-

strafe verboten ist, eine an jemand anders abzuliefern, so ward doch häufig mit denselben Unterschleif getrieben, wozu die häufige Nachfrage und die übertrieben hohen Preise die Finder verleiteten. Für die Einlieferung derselben wird den Verbannten eine Quantität Brandtwein, — das leckerste Traktament der Bewohner dieser unwirthschaftlichen Gegenden — gereicht, und ihnen nebst dem noch eine nicht unbeträchtliche Menge von den Häuten, welche sie der Regierung abliefern müssen, dafür abgeschrieben.

Mit dem Entschlusse, den Fund am nämlichen Tage noch, zufolge der Gesetze dem Gouverneur einzuliefern, eilten Narefskin und seine Tochter der Stadt zu, von der sie etwa zwey Meilen entfernt waren. Auf der Mitte des Wegs begegnete ihnen ein Kosake von der Garnison des Guberniums. Kaum hatte dieser Narefskins reichen Fund entdeckt, als er sich mit demselbe äusserst freundlich in ein Gespräch einließ. Endlich rückte er mit dem Vorschlage heraus, ihm das Mammontshorn zu überlassen, wofür er eine nicht unbeträchtliche Quantität Brandtwein zu entrichten versprach. Narefskin, den Gesetzen getreu, verwarf diesen Antrag, und führte dem Kalmucken mit vieler Bescheidenheit das Verbot der Gesetze an. Dieser dagegen versuchte von seiner Seite alles, denselben dazu zu bereden, ihm das Horn zu überlassen, das er schon zu ver-

bergen wissen werde, und ward endlich, da Nareßkin auf dessen Ablieferung beharrte, so sehr entrüstet, daß er denselben unter den niederträchtigsten Schimpfworten und Verwünschungen mit der Peitsche, die er trug, mißhandelte. — Diese unanständige Behandlung erweckte jähling in Nareßkin all das in ihm schlafende, mühsam unterdrückte Gefühl seiner höhern Würde, und er schoß, ehe es Petrowna, welche den Kosaken von ihrem Vater abzuhalten suchte, es verhindern konnte, im Uebermaaße seiner auf das höchste gereizten Empfindung, den Kosaken mit seiner Jagdflinte nieder.

Kaum war derselbe von dem Schuß gestürzt, da fiel die ganze Schwere der That mit allem ihrem erdrückenden Bleygewichte Nareßkin auf die Seele und raubte ihm alle Besinnung. Petrowna riß ihn weg, der Kosake athmete nicht mehr. Der unglückliche Mammoutsknochen, der diese traurige Geschichte veranlaßt hatte, ward nun an den der Kolonie vorgesetzten Unteroffizier abgeliefert.

Petrowna hielt so wie ihr Vater den niedergeschoßnen Kosaken für tod, und da niemand in der Nähe gewesen war, als derselbe niedergeschossen ward, so hoften beyde, daß der Thäter unbekannt bleiben würde. Diese Hofnung ward indessen nicht erfüllt. — Der Kosake war zwar schwer

verwundet, aber noch nicht tod. Als ein andrer Soldat von der Garnison einige Stunden drauf zufälligerweise diesen Weg kam, fand er denselben noch lebend. Er hatte sich aus der Betäubung wieder erholt, und seine Wunde, so gut er es vermochte, verstopft, war aber nicht im Stande, zur Garnison zurückzukehren. Der Kosake lud den Verwundeten auf seine Schultern und brachte ihn so nach Turuchansk. Dort erzählte derselbe bey dem desfalls gerichtlich angestellten Verhöre den Vorgang natürlicherweise nicht ganz so wie er sich wirklich ereignet hatte, sondern gab an, Nareßkin habe den gefundenen Mammont, mit welchem er denselben angetroffen, unterschlagen wollen; er habe daher, als er solches bemerkt, demselben bedeutet, daß er, um solches zu verhüten, ihn begleiten werde, welchem dieser sich widersetzt, und als er darauf beharrt, ihn niedergeschossen habe. Dem Begleiter Nareßkins gab er das beste Zeugniß. — Die Folge dieser Anzeige war, daß Nareßkin in der folgenden Nacht arretirt und unter tausendfältigen Mißhandlungen nach Turuchansk in das Gefängniß gebracht ward.

In dem am andern Tage desfalls sogleich angestellten Verhöre gestand Nareßkin ohne Hehl, daß er den Kosaken in der Aufwallung des durch diesen auf das höchste gereizten Zorns geschossen habe, erzählte aber die Geschichte so, wie sie sich

wirklich zugetragen hatte. Der Auditeur, welcher die Untersuchung führte, war eben so wenig, als der Gouverneur selbst, dazu geneigt, der Entschuldigungen einiges Gewicht zu geben, und beyde waren zu sehr gegen den unglücklichen Greis eingenommen, um seiner Erzählung, daß der Kosake ihn zur Unterschlagung des gefundnen Knochens habe verleiten und zwingen wollen, Glauben beyzumessen, besonders da der Verwundete auf seiner Aussage beharrte, und diese Beschuldigung ein für allemal läugnete.

Nur ein paar Stunden brauchte man, um das Gericht mit präcipitirter Eile zu endigen, denn man hatte nichts angelegentlicheres zu thun, als den unglücklichen gehaßten Greis zu verdammen. Der Auditeur sprach das Urtheil, welches sogleich von dem Gouverneur die zur Vollstreckung erforliche Bestätigung erhielt, daß Alexander Nareskin als vorsetzlicher und boshafter Mörder und Veruntreuer des Staatseigenthums die Knute zum Tode erhalten sollte. — Diese schauerliche Strafe besteht darinn, daß der Verurtheilte an der Richtstätte sich zuvor selbst ein vier Schuhe tiefes, sechs Schuhe langes und zwey Schuhe breites Grab graben muß, und dann von dem Knutenmeister zuerst eine bestimmte bald größere, bald geringere Anzahl Peitschenhiebe auf den Rücken und den Bauch

erhält; hierauf wendet der Knutenmeister erst die eigentliche Knute an, läßt die an dem Ende derselben angebrachten Hacken in den Körper des zu Knutenden einfallen, wodurch er demselben Riemen von Haut und Fleisch abreißt, und endlich durch einige nach seinen Handwerkskenntnissen abgemessene tiefere Einsenkungen der Hacken ihn vollends tödtet, wobey die Unglücklichen dann öfters noch halblebend in das ofne Grab eingeworfen, und zugescharrt worden.

Die Vollstreckung dieser Grausamkeit ward diesmal nur durch die Dazwischenkunft Petrowmens aufgehalten. Sie war, als ihr Vater arretirt ward, eben mit einigen andern Kolonisten auf der Jagd, der Bären, denen sie Nachts aufpaßten, und kam erst am andern Morgen zurück. Kaum hatte sie von ihrer verzweiflenden Mutter, welche durch ihre Schwachheit schon seit einiger Zeit an das Bett gefesselt war, die Arretirung ihres Vaters erfahren, so eilte sie nach Turuchansk vor das niedergesetzte Gericht, um dessen Rettung zu versuchen. Da alles fruchtlos war, so gab das edle Mädchen sich endlich selbst als die Mörderinn des Soldaten an. Dies hemmte die Vollstreckung der Strafe und gab zu neuen Untersuchungen Anlaß. Man sah den schönsten, erhabensten Wettstreit kindlicher und väterlicher Liebe, der die Untersuchung immer verwickelter machte. Richter und Gouverneur

blieben kalt, wie die Gegend, welche sie bewohnten. Der Verwundete blieb zwar dabey, daß er von dem alten Nareßkin geschossen worden, aber Petrowna wußte demohngeachtet die Sache so zu verwickeln und ihren Angaben so viel Wahrscheinlichkeit zu geben, daß das Gericht immer verwirrter ward, und man war nahe daran, den Knoten auf ächt russisch-sybirische Art zu zerhauen, und Vater und Tochter mit einander der Knute zu übergeben, als die Kerkerwache Petrownens Geschlecht entdeckte, welches bisher nicht erkannt worden, und die von dem Gouverneur so wie von dem Auditeur für das gehalten worden war, wofür sie sich ausgegeben hatte, nämlich für einen Bauerpurschen aus Riga, der hieher gekommen sey, um sich von dem Pelzhandel etwas zu erwerben. Der Gouverneur, der etwas von der Liebe des Obristen Fürsten G. zu Petrownen wußte, glaubte jetzt doch etwas vorsichtiger und ordentlicher zu Werke gehen zu müssen, weil er die Ungnade des Fürsten, dessen Einfluß er zur Gnüge kannte, befürchtete.

Noch ein günstiger Umstand trat ein. Der verwundete Kosake war am fünften Tage gestorben, und hatte kurz vor seinem Tode durch den Popen der ihn zum Tode bereitete, die Gerichte zu sich berufen lassen, vor denen er sein Gewissen erleichterte, den Hergang seiner Verwun-

dung der Wahrheit gemäs erzählte, und so Narefskin wenigstens zum großen Theile entschuldigte, denn, selbst nach der Aeußerung des Gouverneurs konnte jetzt die Todesstrafe wenigstens nicht mit der bereits bestimmten Härte angewendet werden, obgleich Narefskin derselben immer noch als Mörder und weil er als Sklave sich an einem Soldaten vergriffen, worauf Peters I. Verbannungsgesetze die Todesstrafe bestimmen, des Todes schuldig war.

Noch ein wesentlicher Umstand gab der Sache Narefskins eine bessere Wendung. Der Chirurgus, der die Untersuchung an dem Leichnam des verwundeten Kosaken vornahm, fand die Wunde nicht tödtlich; die Kugel war blos an der Achsel eingedrungen, und hatte diese weder zerschmettert noch sonst einen edlen Theil zerrissen. Blos der starke Blutverlust hatte die Wunde gefährlich gemacht, der Wundarzt versicherte, daß wenn der Verlebte gleich aufgenommen worden wäre und Hülfe erhalten hätte, in einigen Wochen schon sichre Heilung hätte erfolgen müssen, die anch jetzt, des starken Blutverlusts und erlittenen Verkältung des Verwundeten ohngeachtet, erfolgt seyn würde, wenn nicht derselbe der ausdrücklichen Vorschrift des Arztes zuwieder während der Heilung eine unmäßige Menge Brandtwein zu sich genommen und so das Wundfieber zu einer solchen Höhe gespannt hätte, daß kei-

ne Arzney gegen dasselbe mehr wirken konnte, und er an der so genannten Mund sperre sterben mußte.

Alles dies würde gleichwohl den unglücklichen Narefskin nicht gerettet haben, da der Verlebte nochmals bey seiner letzten Aussage niederholt hatte, daß er selbst und nicht Petrowna ihn niedergeschossen und diese letztre noch denselben hiervon abzuhalten sich bemüht habe. Aber das Schicksal, das bisher dieser unglücklichen Familie so sehr übel mitgespielt hatte, schien sich gegen dieselbe erschöpft zu haben, und sie nun mit der ihm eignen Laune von der tiefsten Stufe des Unglücks, auf welche es dieselbe heruntergeworfen hatte, wieder zu dem vorigen Glücke erheben zu wollen.

Ein bloser Zufall führte den General der Kavallerie R.... der eben Sybirien durchreiste, um diese Zeit nach Turuchansk, wo er in dem Hause eines der dort wohnenden Kaufleute abstieg. — Die russischen Militairgesetze weisen jeden Kommandanten eines Platzes oder einer Festung an, sobald ein im Range oder dem Alter der Dienstjahre ihm vorgehender Offizier in seinem Bezirke erscheint, demselben auf der Stelle das Kommando abzugeben; vermöge dieses Reglements ist von diesem Augenblicke an, selbst

wenn jener nur durchreist, der Kommandant nichts weiter, als ein diesem untergeordneter Garnisonsoffizier, und dieser überkömmt das ganze Kommando mit allen seinen Theilen. Diesem Zufalle, der den General R. jetzt hierherführte, hatte Narefskin sein Leben und seiner Familie künftiges Glück einzig und ganz zu verdanken.

In Gemäsheit dieses Reglements eilte Munschevski, so wie er die Ankunft eines im Range ihm vorgehenden Generals der Kavallerie in Turuchansk vernahm, sogleich zu demselben, um ihm nach russisch-militairischer Manier die Honneurs zu machen, und ihm zugleich das Kommando zu übergeben. Bey dieser Gelegenheit erzählte er demselben Narefskins neueren Unfall. — R... der den unglücklichen Narefskin immer geschätzt hatte, ein vertrauter Freund des Obristen S... war, und dessen Liebe zu Petrownen, deren Verlust er seit ihrem unbegreiflichen Verschwinden noch nicht zu beweinen aufgehört hatte, kannte, übernahm aus dieser Rücksicht und in der Hofnung hierdurch hier helfen zu können, das Kommando, welches in dergleichen Fällen sonst gewöhnlich mit einem Gegenkomplimente verbeten wird. Er ließ sich sogleich die Akten vorlegen und zog über alle Umstände jene genaue und unpartheyische Kundschaft ein, welche der Gouverneur,

verblendet von seinem Hasse gegen Narefskin, bisher übergangen hatte.

Als er alles auf eine für Narefskin günstige Weise eingeleitet hatte, schickte er die Akten zur Entscheidung nach Petersburg und erstattete desfalls einen ausführlichen Bericht an die Monarchinn. Er sprach so warm, schilderte so rührend Narefskins Unglück, seine Leiden, seine Duldung, die heroische Treue seiner edlen Gattinn, die erhabne Liebe seiner Tochter, die seltne Aufopferung ihrer kindlichen Liebe, daß die Monarchinn, innig gerührt durch diese Schilderung und durch die Akten von derselben Wahrheit überzeugt, dem Unglücklichen nicht blos alle Strafe nachließ, sondern ihm auch die Erlaubniß zur Rückkehr nach Petersburg ertheilte, wobey sie ihm zugleich eine zwar kleine, aber zu seinem anständigen Unterhalte hinlängliche Pension anwies. Der General blieb so lange in Turuchansk, bis dieser Befehl dort angekommen war, den er sogleich der Familie bekannt machte, und diese selbst mit nach Petersburg zurück nahm.

Als dort Narefskin mit Gattin und Tochter der Monarchinn sich dankend zu Füßen warf, umarmte diese huldreich die Muster der Gatten- und Kinderliebe, und überreichte Narefskin eine Urkunde, die ihn in sein Vermögen wieder einsetzte, indem sie sagte: „wer ein so gutes Weib

an seiner Seite und eine so edle Tochter erzogen hat, muß selbst ein guter Mensch seyn." — Petrowna ward einige Tage darauf in Gegenwart der Kaiserinn mit ihrem Geliebten verbunden, und Nareskin bewies in der Folge noch oft, daß er es werth war, von der Kaiserinn begnadigt worden zu seyn.

Schinderhanns.

Johann Bickler, vom Volke Schinderhanns genannt, weil er einige Zeit das Gewerbe eines Abdeckers zu treiben sich genöthigt gesehen hatte, ist durch die abergläubische Furcht, welche der ganze, große Volkshaufe Deutschlands und Frankreichs vor seinem Namen hatte, berühmter geworden, als er eigentlich zu werden verdient hätte. Aber immer noch ist dieser berüchtigte Räuberhauptmann der neuern Zeit merkwürdig genug durch seine Schicksale und die Rolle, die er seit fünf Jahren in einem ziemlich ausgebreiteten Wirkungskreise spielte, um mit Recht die Theilnahme des Publikums, — wenn auch gleich nicht in einem so hohen Grade, als sie ihm zu Theile geworden ist — zu verdienen.

Ohne ausgezeichnete Talente, ohne Erziehung und Kenntnisse, ohne Ehrgeiz, mit beschränkten Wünschen, ohne alles das, was den

Menschen vor andern auszeichnet, ohne alles, was zum merkwürdigen Manne macht, ist Bickler blos durch einen Zusammenhang an sich ganz gewöhnlicher, wenigstens nicht außerordentlicher Zufälle, durch des Schicksals launenhaftes Spiel ein berühmter Räuber geworden, und in so ferne, dieser Mißhandlungen des Schicksals wegen, das ihn in die Karriere zwang, in der er jetzt auf der Guilottine enden wird, merkwürdig. Der einwirkende, ihn bestimmende Zusammenhang der Umstände, der ihn gewissermaasen zwang, in die Rolle zu treten, die ihm nicht natürlich gewesen zu seyn scheint, verdiente eine psychologische Untersuchung über den Zustand einer weder durch Natur noch durch Kultur zu einer gewissen Stärke gereiften Seele, wenn sie sich grade in den Momenten befindet, die über Bicklers Moralität entschieden. Es verdiente die entschiedenste Rücksicht seiner Richter, daß der Unglückliche, über den sie vielleicht mit eben dem Vorurtheile des Hasses und der Furcht das Urtheil sprechen, mit welchem der Pöbel zweyer Nationen über ihn aburtheilt, gleichwohl ein guter Mensch ist, ob er gleich ein schlechter Staatsbürger war, daß ein eisernes Geschick ihn zwang, der Gesellschaft schädlich zu werden, daß er selbst als Mörder und Räuber nie ganz schlecht war, daß er seine Verbrechen in eine Art von System ordnete, welches den Grad ihrer Verderblichkeit minderte, denn es ist gewiß, daß Verbrechen,

aus Wohlthätigkeit und Herzensgüte begangen, eben so gewiß die mildernde Nachsicht des Richters bey einem Menschen verdienen, dessen Verstand schlechter war, als sein Herz, der im Drange des Gefühls und überwältigt von einer ergreifenden Szene blos lezteres fragte, ohne erst mit ersterem Reflexionen anzustellen, die bey einer nur unvollkommenen Kenntniß der Moral ohnehin immer unfruchtbar bleiben und von dem warmen Schlage eines bey fremdem Unglücke zerfließenden Herzens überwältiger werden mußten, als diese Abweichungen von dem Gleiße des Gewöhnlichen unter die seltnen Phänomene der Psychologie und Moral gehören.

Aus dem glücklichen Zustande eines wohlhabenden Landmannes ward Bicklers Vater durch die gewöhnlichen Quellen des Unglücks, Krieg und Wucher, die, wie immer, vereint in den letzten zehn Jahren so viel tausend glückliche Familien aus der Fülle häuslichen, ruhigen Genusses in das Elend brachten, zum Bettler gemacht. Als im Jahre 1793. zum erstenmale Frankreichs Heere die glücklichen Gegenden jenseits des Rheines überschwemmten, und der französische General B...., der seinem an den Heilsausschuß erstatteten Berichte zufolge in einem dreytägigen Sturme auf das Lager Hohenlohes bey Trier keinen Mann — sondern nur den kleinen Finger eines Grenadiers verlor, die Gegenden der Mosel

überschwemmt hatte, verlor Paul Vickler, der sich seit einigen Jahren in dieser Gegend niedergelassen hatte, seine Schaafe, sein Hornvieh und sein ganzes Eigenthum durch Plünderung. Er war genöthigt, sich wieder Vieh anzuschaffen, das er ohne Geld, wie er war, borgen mußte. Anstrengende Frohnden, die er für die kämpfenden Heere mit demselben leisten mußte, und die eintretende Viehseuche, die sich damals schon in jenen Gegenden zeigte, von wo sie sich in der Folge über den größten Theil Deutschlands verbreitete, raubten ihm dasselbe zum zweytenmale. Es fanden sich auch jetzt wieder, wie das erstemal, gefällige Menschen aus dem Stamme Juda, welche sich bereit zeigten, ihm anderes zu borgen, von jener wohlthätigen Menschenklasse, die sich des Elends ihrer Brüder freuen, weil mit diesem ihr Gewinn in gleichem Maase steigt. — Zwar wollte Vickler sich kein Vieh mehr anschaffen, bis der Krieg geendet sey, aber die Bereitwilligkeit, mit welcher die Wucherer ihm zu borgen versprachen, ihr Dringen, daß er doch ja kaufen möge, und ihre Versicherungen, der Zahlung wegen nicht dringend zu werden, veränderten diesen Vorsatz; er borgte zum zweytenmale schlechtes Vieh zu dem ungeheuren Preise, der damals in den Gegenden des Kriegsschauplatzes allgemein war, und den der Wucherer, der aus seiner Verlegenheit Nutzen zog, noch mehr steigerte. Kaum besaß er dieses einige Wo-

chen, als bey einem Ueberfalle der Franzosen dasselbe schon wieder weggenommen ward. Nochmals kaufte Vickler sich Vieh an, da seine vorigen Gläubiger, die berechnet hatten, daß sein Vermögen noch zureiche sie zu bezahlen, unter der Bedingung, daß er nochmals bey ihnen einkaufe, ihm mit der Foderung der vorigen Schuld zuzusehen, und ihm neues Vieh zu borgen versprachen, welches abermals nach einiger Zeit von den Franzosen weggenommen ward.

Jetzt besetzten auch die Franzosen die Gegend, in welcher Vickler wohnte, nachdem sie aus derselben die allirten Heere verdrängt hatten, mit Beamten ihrer Auswahl, indem die vorigen theils freywillig, theils gezwungen auswanderten. Es ist bekannt, daß jene Individuen, welche sich hierzu damals gebrauchen ließen, größtentheils eben nicht vom besten Werthe waren. Jener, unter dessen Gerichtsbarkeit Vickler kam, war einer der übelsten. Sehr bald hatten ihn die Israeliten, welchen der Krieg und die bisherigen unglücklichen Schicksale der Gegend fast alle Bauern derselben leibeigen gemacht hatten, so vollkommen in ihrer Gewalt, daß er ganz von ihnen abhängig war. — Das Dekret der Nazionalversammlung, die eroberten Länder nach den Französischen Gesetzen zu behandeln, ward von ihnen mit der ihnen eignen Industrie und Scharfsinne benutzt. Nach diesen war es ihnen

unbenommen, liegende Gründe zu erkaufen, welches ihnen zuvor in der Gegend, in welcher Bickler wohnte, nicht erlaubt war. Um hiervon den Vortheil zu ziehen, der sich ihnen bot, klagten sie nun gegen die Bauern ihre Schuldfoderungen mit ohnnachsichtlicher Härte ein, und die meisten der von den Franzosen neu angestellten Beamten boten ihnen theils aus Unkenntniß, theils aus Eigennutz hierbey die Hand. Da bey dem ausserordentlichen Geldmangel in diesen von den Franzosen völlig ausgesogenen Gegenden keiner der unglücklichen Schuldner zu bezahlen im Stande war, so erfolgte eine fast allgemeine Aufsteckung der liegenden Güter derselben; und die hierdurch erzeugte übergroße Konkurrenz, so wie der Mangel an baarem Gelde setzte dieselben auf den öffentlichen Steigerungen zu unglaublich geringen Preisen herunter, sie wurden um ein Spottgeld den Juden, als den noch einzig übrigen Leuten von Vermögen, zugeschlagen.

Dies Schicksal traf auch den armen Paul Bickler. Er verlor seine Güter und sein ganzes Vermögen. Nur ein paar Lumpen und die Verzweiflung blieb ihm übrig.

Johann, der Held unserer Geschichte, war damals nur erst etwas über siebzehn Jahr alt. Zwar war er groß und stark gewachsen, aber für seine Erziehung war so wenig geschehen, daß es

ihm unmöglich schien, sich selbst ernähren zu können. Als kleiner Junge hatte er seines Vaters Schaafe und Rindvieh gehütet, dies und ein ärmlicher Unterricht in der Dorfschule im Lesen und Schreiben war alles, war er an Kenntnissen erhalten hatte. Zum Ackerbau und sonstigen Handarbeiten war er theils wegen seiner Jugend, theils auch, weil man ihn für kränklich gehalten hatte, nicht angehalten worden, und daher fehlten ihm hierzu Kräfte und Geschick; seine Erwerbfähigkeit war dieserhalb sehr beschränkt. Einige Zeit verschaffte er sich durch Botengehen in nähere und entferntere Orte einen kärglichen Verdienst. Da dieser unsicher und ärmlich war, und er bey demselben sein Auskommen nicht fand, so nahm er nicht ohne den äußersten Widerwillen bey einem Abdecker Dienste als Knecht. — Unter allem dem Schweren Drucke der Verachtung, mit dem das Vorurtheil diese bedaurungswürdige und doch so nothwendige Beschäftigung brandmarkt, und die unglücklichen Menschen, welche dieselbe treiben, aus der übrigen Gesellschaft ausstößt, lebte hier der junge Bickler mehrere Monate bey einem harten, rauhen Herrn ein trauriges Leben bey kärglicher Nahrung und ekler, schwerer Arbeit, bey der er täglich sein Schicksal, und diejenigen, die ihm solches bereitet hatten, verfluchte. Der kleine Lohn, den er erhielt, reichte nicht zu, seine unentbehrlichsten Bedürfnisse zu befriedigen, und seinen noch un-

glücklicheren Eltern, wovon die Mutter durch Jammer und Elend schon seit einiger Zeit auf das Siechbette geworfen war, zu unterstützen. Das Gefühl, daß er zu etwas besserem bestimmt sey, und daß blos Laune des Geschicks ihn ohne eigne Schuld elend gemacht habe, folterte ihn unablassig, und erzeugte in ihm eine Bitterkeit, die zwar nie seine natürliche Herzensgüte ganz verwischen konnte, aber doch der vorzüglichste Grund seiner folgenden Handlungen ward. Armuth, Elend und Verachtung sind die traurigen, furchbarsten Ursachen von Verbrechen und Laster, und der Mensch, der sich mit wohlwollendem, fühlendem Herzen zu den Menschen hingezogen fühlt, wird, wenn er sich von diesen zurückgestoßen und verachtet sieht, wenn gar nirgends eine wohlthätige Seele von dem Schicksale ihm in den Weg gelegt wird, heilenden Balsam in sein wundes, blutendes Herz zu legen, nur selten kein Bösewicht werden.

Hier finden sich die ersten Keime der Rolle, zu der der unglückliche Bickler sich entfaltete. Es ist unter diesen Umständen noch immer ein für sein Herz sprechender Umstand, daß der Groll, der in seinem Busen keimte, nicht das ganze Menschengeschlecht, sondern nur die ihm zunächst anstoßenden Gegenstände, die Juden und französischen Beamten, die Ursachen seines Unglücks, traf. — Diese haßte er mit der umfassendsten

Bosheit, die täglich sich noch verstärkte, und jedesmal zur Wut ward, wenn er das ekelhafte Geschäfte des Abziehens krepirter Thiere verrichten mußte. Häufig schwur er dann unter diesem, sich zu rächen, jetzt gleich sich zu rächen, aber die ihm eigne Sanftmuth der Seele verkühlte jedesmal die Leidenschaft, so wie das Geschäfte endete, welches dieselbe angefacht hatte. Nur ein stiller, dumpfer Haß blieb zurück, der aber täglich mehr in ihm um sich griff, und nach und nach sein ganzes Wesen ausfüllte.

Es wäre psychologisch wichtig, die Gradationen der Leidenschaft, die täglich mit neuen Zuckungen in der Seele des damals noch reinen und guten Jünglings Wurzel faßte, den Kampf seines bessern Selbst gegen die Entwürfe die sie erzeugte, die erneuernden, verstärkenden Ursachen, die peinvollen Momente, in denen er sich unter ihrem Drange abarbeitete, den Zustand seines zerrissenen, gequälten Herzens in dieser entscheidenden Epoche zu verfolgen, zu untersuchen und zu schildern, und vielleicht wäre dann der Beweis geführt, daß der unglückliche Vickler fast ohne eigne selbstständige Thätigkeit der Seele durch die Allgewalt der Umstände in die Laufbahn gezwängt, auf ihr unwiderstehlich fortgerollt ward, die er jetzt durch den Nachrichter endet. Dies ist indessen nicht möglich, da Vick-

ler, durch dessen Angaben wir einzig nähere Kenntniß von dieser stufenweisen Vorbereitung erhalten könnten, hierüber nichts anzugeben weiß, weil er sich nicht selbst beobachtete und weil diese Vollendung ihm selbst unbewußt in ihm vorging.

So vorbereitet that Wickler einen Schritt näher zu seiner folgenden Laufbahn, die man unter allen Umständen Bestimmung nennen kann. Als im Jahre 1795. die französische Armee auf dem linken Rheinufer zurückgedrängt ward, forschte ein kommandirender östreichischer Offizier in dem Orte, in welchem damals Wickler als Knecht diente, nach einem der Gegend kundigen verlässigen Menschen, den er als Bote brauchen wolle. Man brachte ihm Wicklern, der bey den häufigen Botengängen, die er vordem verrichtet hatte, alle Wege und Schlupfwinkel der ganzen Gegend und in einem weiten Umkreise auf das genauste kannte. Wickler, der vorlängst gewünscht hatte, eine andre Art sich zu ernähren kennen zu lernen, war bey den ansehnlichen Belohnungen, die ihm versprochen wurden, gleich bereit, sich zu den ihm übertragenen Geschäften gebrauchen zu lassen, und bey seinem guten Verstande, bey der großen Schlauheit, die ihm natürlich eigen war, bey der genauen Kenntniß, die er über das Lokale hatte, und dem tiefen, festen Hasse, mit dem er die Franzosen haßte,

war er bald der brauchbarste Spion der Oestreicher geworden.

Durch stete Uebung entwickelte hier derselbe immer mehr jene Schlauheit, Muth und Gegenwart des Geistes, welche ihm die Natur verliehen hatte. Er ward meistens von den Freykorps gebraucht, und bald gehörte er fast ausschließend diesen an. Der leichte, weniger geordnete, freyere Dienst derselben, bey welchem persönlicher Muth, Tapferkeit und List sich weit mehr geltend machen können, als bey der regulairen Miliz, hatte den äußersten Reiz für ihn, und, so lange dieselben in den niedern Gegenden des linken Rheinufers blieben, war er von ihnen unzertrennlich. Sein guter, natürlicher Verstand ließ ihn von den Evolutionen derselben eine Art von Taktik absehen, die er in der Folge bey mehreren Gelegenheiten geltend machte, aber die Raubsucht dieser Truppen, die bey einer ohnehin minder strengen Disciplin unter den Umständen, in denen sich dieselben befanden, nie ganz unterdrückt werden konnte, und unendlichemal durch List und Gewalt Befriedigung suchte und fand, erschlappte noch vollends seine ohnehin laxe Moralität, und diese üblen Beyspiele wirkten so übel auf denselben, daß hauptsächlich diesen alles das Uebel zugeschrieben werden muß, welches Schin-

derhanns in der Folge mittelbar oder unmittelbar veranlaßte.

Man kennt die Ursachen nicht, aus denen Wickler sich von seinen geliebten Freykorps trennte, und in der Gegend seiner Heymath zurückblieb, als diese solche verließen. Nach dieser Trennung befand sich derselbe wieder in seiner vorigen üblen Lage, und vielleicht sogar in einer noch üblern. Er hatte bisher viel Geld verdient, das er eben nicht zu Rathe gehalten hatte, und sich auf diese Art zu einer für seine Verhältnisse luxuriösen Lebensart gewöhnt; die leichte Art, sich einen ansehnlichen Verdienst ohne Mühe zu verschaffen, hatte ihn vollends gemächlich und arbeitsscheu gemacht. Hierzu kam noch, daß jetzt seine Eltern, die bey den östreichischen Freykorps als Marketender gehandelt und gleichfalls allen Erwerb mit unbeschreiblichem Leichtsinne verzehrt hatten, ebenfalls wieder in die vorige Armuth zurückfielen. Wickler hing immer mit der wärmsten Liebe an diesen, vorzüglich an seiner Mutter, und der Mangel, der diese drückte, that ihm unendlich viel weher, als der, an dem er selbst litt.

Von seinem ganzen nicht unbeträchtlichen Erwerbe besaß er noch drey halbe Laubthaler. Zwey derselben hatte er bey einem Besuche, den er nach einer Trennung von einigen Wochen sei-

nen Eltern in der Strohhütte machte, in der die Mutter erkrankt lag, denselben gegeben, und war eben beschäftigt, sich mit ihnen über die Mittel zum weitern Fortkommen zu berathschlagen, als eine Anzahl Franzosen in das Dorf stürmten, und durch das Jammergeschrey, das sich gleich nach ihrer Ankunft hören ließ, der Familie verkündete, daß sie ihr gewöhnliches Geschäfte, das Plündern angefangen hatten. Die Hütte, in der sich Schinderhanns bey seinen Eltern befand, blieb, ihres ärmlichen Aussehens ohngeachtet, nicht verschont; fünf dieser Niederträchtigen drangen bewafnet in dieselbe und raubten den unglücklichen Bewohnern derselben und mit diesen ihren jetzigen Inquilinen, der Bicklerischen Familie alles was sie vorfanden, und das bey letztrer in den drey halben Kronen des Schinderhanns, einem magern Pferde, das dessen Vater zugehörte, und bey seinen jetzigen unsteten Wanderungen seine Effekten trug, und den Lumpen, mit welchen die kranke Frau bedeckt war, bestand. — Bickler der Sohn hatte sich den Räubern, als diese das Strohlager seiner kranken Mutter durchsuchten, und die Kranke unbarmherzig auf die Seite warfen, widersetzt, und hierbey einen Kolbenstoß vor die Brust erhalten, der ihn sinnlos zu Boden warf, und ihm einen Blutauswurf und Brustbeschwerden zuzog, an denen er mehrere Tage litt.

In diesen Tagen, welche seiner Angabe nach die unglücklichsten seines Lebens waren, haderte er ohnausgesetzt mit dem Schicksale. Hungernd und an allem Mangel leidend, durch das Elend seiner Eltern und den Jammer seiner geliebten kranken Mutter auf das höchste gereizt, wandelte ihn einigemal der Gedanke des Selbstmords an, der aber immer von dem Wunsche, sich an denen, die er immer für die Urheber seines Unglücks hielt, zu rächen, verdrängt ward, ein Wunsch, der einem ungebildeten, auf das äußerste gebrachten Unglücklichen so natürlich ist. — Von dieser Zeit an erlitt Bicklers Karakter eine völlige Umwandlung. An die Stelle der ihm bisher natürlichen, nie, selbst in den Momenten des Grams und der Verzweiflung nicht ganz verwischten Jovialität, trat ein finstrer, zurückstoßender Ernst, und statt der auffallenden Gutmüthigkeit, die über sein ganzes Wesen verbreitet war, und sich in jeder seiner Handlungen und in seinem ganzen Thun entfaltete, zeigte sich eine feindliche Bitterkeit. Jetzt war er zu allem fähig, ein Unheil zu stiften lüsterner, unglückwünschender Bösewicht. Die gutherzigen Tröstungen des armen Bauers, dem die Hütte zugehörte, in der sich damals Schinderhanns mit seinen Eltern befand, und die Hülfe, welche derselbe diesen Unglücklichen zu leisten suchte, modificirten in etwas desselben Wut, aber kein Lächeln des Glücks vermochte von nun an

den Zug menschenfeindlicher Bitterkeit zu verwischen, den die peinlichen Reflexionen einiger Tage in dessen Seele eingegraben hatten.

Als Vickler sich wieder im Stande fühlte, das Strohlager verlassen zu können, vermochte er es nicht länger, das Elend seiner Eltern anzusehen. Mit dem festesten Vorsatze Hülfe zu schaffen, aber ohne alle Aussicht hierzu, verließ er früh morgens die Wohnung des Elends. In dem ohnfern des Dorfes liegenden Walde fand er das Pferd eines französischen Kavalleristen an einen Baum gebunden, und den Besitzer desselben im nahen Gebüsche mit einer Bauerndirne der sinnlichen Liebe ein Opfer bringen. Das empörende dieser sittenlosen Scene hob den Haß, der in seinem Innern gegen die Franzosen wüthete, und der erst vor einigen Tagen durch die von denselben erstandne Plünderung und Mißhandlung neuen Reiz erhalten hatte, zu einer größern Höhe lebhaft empor; das Gefühl eigner Noth, das ihn noch nie verlassen hatte, vermischte sich mit demselben, und es ergriff ihn der Gedanke, daß er hier Gelegenheit fände, seiner Rache ein Opfer zu bringen, und zugleich der drückenden Noth zu steuern, unter welcher er und seine Eltern erlagen. Rasch löste er, ohne sich weiter zu besinnen, die Zügel des Pferdes von dem Baumaste, an welchem dieselben befestiget waren, schwang sich in den Sattel, und war dem

Besitzer desselben aus den Augen, als dieser noch kaum diese sonderbare Entwendung seines Pferdes gewahr geworden war. Durch die ihm hinlänglich bekannten Seitenwege des Waldes entzog er sich bald allen allenfalsigen Nachsetzungen. In dem auf dem Pferde befestigten Felleisen fand er gegen Vermuthen nichts, als einige unbedeutende Kleidungsstücke, die er nebst dem Pferde und dessen Sattel einem acht Stunden von seinem bisherigen Aufenthaltsorte wohnenden Juden verkaufte. Pistolen und Karabiner vergrub er im Walde, und traf am folgenden Tage mit dem gelösten Gelde wieder bey seinen Eltern ein.

So wenig auch nach dem Verhältnisse des wahren Werths Vickler für das Pferd von dem Juden, an den er solches verkaufte, erhalten hatte, so war diese Summe doch gleichwohl immer bedeutend genug, und der Erwerb derselben so leicht, daß, wenn auch der hebräische Käufer Vicklern weniger angelegentlich aufgefodert hätte, ihm mehr solche Waare zu bringen, dieser sich von selbst hierzu aufgefodert gefühlt hätte. Er befriedigte hierbey seine Rache gegen die Franzosen, gewann eine ansehnliche Summe ohne Anstrengung, und glaubte sich den Vorwurf eines Diebstahls — der ohnehin bereits nur noch wenig auf ihn wirckte — nicht machen zu dürfen, da er blos dem Feinde seines Vaterlandes nahm,

wozu nach seinen Begriffen jeder Deutsche berechtiget war.

Er kannte von seinen vorigen Streifereyen her eine Menge muthiger, listiger, arbeitsscheuer Taugenichtse, und da er das Bedürfniß fühlte, bey den Geschäften, zu denen er sich nun bestimmt hatte, Unterstützung zu haben, so war zwischen diesen und Vicklern bald eine Verbindung zu Stande gebracht, die sich damals noch auf blose Entwendungen von Pferden, die sie den Franzosen abnahmen, erstreckte. Da diese da, wo sie nicht vor dem Feinde stehen, in Aufbewahrung ihrer Pferde und Effekten äußerst nachlässig sind, so ward es Vicklern und dessen Konsorten leicht, aus den Ställen der Kantonirungen, von den Remontetransporten, und einigemal sogar von dem Transporte der Bagage und Kanonen dieselben zu ganzen Kuppeln wegzunehmen. Bisweilen, obgleich nur einigemal, kam es hierbey zu Plänkeleyen mit einzlen Franzosen, welche sich grade bey den Pferden befanden, oder derselben Bedeckung ausmachten, und diese fielen immer zum Vortheile Vicklers und seiner Kameraden aus. Die Rotte mehrte sich daher mit jedem Tage, ihr Gewerbe ward täglich erweitert, und bald gewissermaasen ins Große getrieben. An die Beraubung eines Deutschen hatte Vickler noch nicht gedacht, er beschränckte sich in der einmal angetretenen Laufbahn.

Bey dem glücklichen Erfolge der Gesellschaft stieg die Kühnheit derselben täglich höher. Die Anzahl der von ihnen den Franzosen abgenommenen Pferde ist sehr beträchtlich. Bald beschränkten sie sich nicht mehr blos auf diese, sondern nahmen alles, was sie für französisches Eigenthum hielten; und in die Gegenden des Sohnwaldes und Hundrücks, woselbst sie ihren Hauptsitz hatten, und woher sie ihre Streifereyen bis gegen Zweybrücken und Lautern ausdehnten, wagte sich bald eben so wenig mehr ein einzelner Franzose, als in jene des Spessarts und des Röhngebürges.

Das Militair und die Civilobrigkeiten erwachten endlich aus ihrem langen Schlummer, und beyde vereinigt, gelang es, einige von Bicklers Kameraden einzufangen. Das Militairgericht verurtheilte sie zum Tode. Auch Bickler ward von einem Juden, dem er eben ein den Franzosen abgenommenes Pferd verkaufen wollte; verrathen, um die nicht unbeträchtliche Belohnung zu verdienen, die auf die Entdeckung eines der berüchtigten Pferdediebe gesetzt war. Man brachte ihn nach Simmern, wo er Gelegenheit fand, am zweyten Tage aus dem Gefängniß zu entwischen, indem er den Kerkerwärter, als dieser ihm Essen brachte, in eben das Gefängniß einschloß, welches er seit zwey Tagen bewohnt hatte. Daß dieser Verrath seinen ohnehin

großen Haß gegen die Juden noch merklich erhöhte, ist leicht begreiflich.

Ohnabgeschreckt setzte Bickler sein Geschäft mit verdoppeltem Eifer fort. Da seine von dem französischen Militair verurtheilten Kameraden bis zum Momente des Todes ihre Gehülfen nicht verrathen hatten, und die jetzige strenge Aufsicht der französischen Civil- und Militairbehörden größere Vorsicht, mehr Einheit in der Zusammenwirkung und mehr Kraft in der wechselseitigen Unterstützung nothwendig machte, so ward nun die Verbindung Bicklers und seiner Kameraden mehr geordnet und enger befestigt, und Bickler trat an ihre Spitze.

Bey allem dem gingen nun die Geschäfte derselben viel schlechter, als zuvor, da die Franzosen jetzt aufmerksamer und wachsamer geworden waren. Nur selten und nie ohne die größte List und äußerste Gefahr gelang es den Verbündeten, ein schlechtes Pferd oder den magern Pack eines aus Frankreich zur Armee kommenden Soldaten zu erhalten, die nie Mühe und Gefahr lohnten, und wovon bey der Vertheilung auf einen der Verbündeten kaum ein paar Groschen zum Theile fielen. Bickler, der bey seiner Flucht zu Simmern allen seinen vorigen Erwerb zurücklassen müssen, fand sich daher in seinen alten Nothstand zurückversetzt.

Ein Zug seiner Redlichkeit, die ihn nie ganz verließ, und die oft in der Folge mit seinen übrigen Handlungen im auffallendsten Kontraste stand, sprengte damals die Bande. Der größte Theil derselben hatte sich in der Gegend von Trier zusammengezogen, in der Hofnung, von einem dort passirenden Transporte Pferde, welche aus Westphalen durch Holland zur französischen Armee am Rheine gebracht wurden, einige zu erhaschen. Wirklich gelang ihnen dieses durch folgende sonderbare List. — Der größte Theil der Verbündeten, die sich in ziemlich bedeutender Anzahl zusammen gefunden hatten, machten in der Entfernung einer halben Meile mehrere Pelotonfeuers, und eilten dann schnell auf die andere Seite, wo sie dies Manöuvre wiederhohlten. Die Schüsse erhielten durch den Wiederhall der nahen Gebürge eine größere Wirkung und der Anführer des beträchtlichen Kommandos, welches die Remontepferde escortirte, der Gegend ohnehin unkundig, glaubte ohne weiters den Nachrichten, welche Picklers Bande eben so schnell als geschickt zu verbreiten wußte, daß die Oestreicher über den Rhein gesetzt seyen, die von allen Seiten zurückgedrängten Franzosen von zwey Seiten angegriffen hätten, und sich bereits ganz in der Nähe befänden. Ein schneller Rückzug desselben gegen die französische Grenze war die Folge, und Picklers Bande hatte bey der Unordnung, womit dieser geschah, Gelegenheit, ohne weitre Mühe und

Gefahr vierzehn der schönster Pferde wegzunehmen. Man eilte, dieselben einem Müller zu verkaufen, der seit einiger Zeit mehrere beträchtliche Pferdelieferungen an die Lieferanten der französischen Armee gethan hatte, und der dieselben ziemlich gut bezahlte. Zur Abholung des Geldes ward eben derjenigen Verbündete abgeschickt, der den Verkauf abgeschlossen hatte, und dieser fand für gut, mit dem erhaltnen Gelde einen Seitenweg einzuschlagen, und über den Rhein zu schiffen.

Die Bande fand sich hierdurch in die größte Verlegenheit gesetzt. Von allem Gelde entblößt und um den mühsamen Erwerb einer beschwerdevollen Spekulation gebracht, fehlte es ihr in diesem Augenblicke an allen Hülfsmitteln. Ohne sich viel zu bedenken, erbrachen daher in der nächsten Nacht einige von derselben den Stall des Pferdehändlers, dem die erbeuteten Pferde verkauft worden waren, und nahmen diese zurück. Bickler mißbilligte dies Benehmen, er verlangte, daß diese Pferde sogleich dem Müller zurückgegeben würden, eine Foderung, welche bey der ganzen Bande Widerspruch fand. Doch erwarb Bicklers natürliche Beredsamkeit, und das Ansehen, in welchem er bey seinen Kameraden stand, ihm endlich einige Anhänger, worunter sich der in der Folge zu Kölln guillottinirte Karl Beyer, der immer mit der vorzüglichsten

Liebe an ihm hing, am thätigsten seiner annahm. Seine Gegner machten dagegen Bicklers Grundsätze lächerlich, und da das Bedürfniß und die Noth, in der sich alle befanden, ihnen das Wort sprach, so erklärten die meisten, sie würden es nie zugeben, daß die Pferde zurückgegeben würden, und schon war diese Entschließung fast von allen angenommen, als Bickler, nur noch von dreyen seiner Lieblinge unterstützt, bestimmt den Befehl gab, Beyer solle die zusammengekoppelten Pferde auf der Stelle dem Müller zurückbringen, und er würde denjenigen, der sich auch nur im geringsten widersetzen werde, auf der Stelle niederschießen. Gleichwohl konnte diese Zurückbringung des Raubs nicht so ganz ohne alle Umstände geschehen, es kam unter den streitenden Partheyen zur Thätigkeiten, bey welchen Schinderhanns zwey seiner Kameraden verwundete, und in diesem Tumulte wurden vier der gestohlnen Pferde von den klügsten der Gesellschaft weggeritten, die sich sofort zerstreute. Die übrigen Pferde brachte Bickler dem beraubten Müller unter einem klug erdachten Vorwande selbst zurück, der ihm dafür zwey Karolin schenkte, welche er auf der Stelle unter seine ihm treu gebliebenen Kameraden vertheilte, um allen Verdacht von sich zu entfernen, als habe er bey der geforderten Zurückgabe die hierbey zu erwartende Belohnung im Auge gehabt.

Der Geldmangel, der bey Picklern jetzt eintrat, entschied gleichwohl über dessen künftiges Betragen und machte ihn, da seine bisherigen Räubereyen sich mit dem von den koalisirten Armee begünstigten und vielleicht auch aus dem Kriegsrechte zu rechtfertigenden Grundsatze, daß jeder Deutsche dem Feinde des Vaterlandes so viel Schaden zu thun berechtiget sey, als er könne, rechtfertigen lassen, für die Zukunft zum eigentlichen Räuber. Bisher hatte sich Pickler begnügt, blos die Franzosen zu berauben, sorglich verhütete er jeden Schaden, den seine weniger gewissenhaften Kameraden einem Einwohner seines Vaterlandes zufügen wollten, und wir haben ihn für diesen seinen Grundsatz mit eigner Gefahr kämpfen gesehen. Noch befleckte keine Blutschuld sein Gewissen. Von nun an werden wir ihn als Räuber und Mörder im eigentlichsten Sinne des Wortes kennen lernen, und die Züge von Edelmuth und Gutherzigkeit, welche öfter noch uns seine Handlungen zeigen, vermögen nicht, uns mit seinen übrigen Schandthaten auszusöhnen.

Picklers Herzensgüte ließ ihn das erste Verbrechen dieser Art begehen, von welchem er schrittweise zu allen übrigen fortrückte. — Er kam unmittelbar nach dem kurz erzählten Vorgange in das Dorf, in welchem seine Eltern sich einige Zeit aufgehalten hatten, und er selbst, wie wir

oben gehört haben, mit ihnen mißhandelt worden war. Seine Eltern waren weiter gewandert, den gutherzigen Bauer aber, der denselben Aufenthalt gegeben, sein Bord mit ihnen getheilt, und die kranke Mutter verpflegt hatte, traf er in den jammervollsten Umständen an. Drey seiner Kinder lagen nebst der Frau an einer damals in dieser Gegend epidemisirenden Seuche darnieder, der unglückliche Gatte und Vater dieser Familie, eben erst von derselben genesen, und noch unvermögend ohne Unterstützung umherzugehen, besaß nichts in der Welt, dieselben und sich selbst zu laben, und die Unglücklichen befanden sich bereits mehrere Tage ohne Nahrung, ohne Arzney und zum Theile sogar ohne Bedekung, da die Frau während der Krankheit des Mannes alles und selbst die unentbehrlichsten Kleidungsstücke verkauft hatte, um demselben Arzney und Labung zu verschaffen.

Wicklern brach das Herz, als er diesen Umfang von Jammer übersah. Mitleid und Dankbarkeit, beydes Gefühle, welche beweisen, daß sein Herz noch immer nicht schlecht und seine Seele noch nicht zu jenem Grade von Fäulniß und Verderbtheit heruntergesunken war, die man zu den Verbrechen, die er jetzt zu begehen eilte, voraussetzt, erfüllten ihn so ganz, daß er weinend den Schwur that, hier zu helfen, es möge auch gehen, wie es wolle.

Er fing damit an, daß er das Kleid, welches er trug, einem im Orte wohnenden reichen Juden feil bot. Dieser, der Vicklers Verlegenheit sah und sie benutzen wollte, bot ihm eine Kleinigkeit für dies reinliche, gute und noch fast ganz neue Kleidungsstück, und als er in Vorwürfe über diesen Wucher ausbrach, warf der Jude ihn mit Hülfe seiner Söhne unter vielen Stößen und Schlägen aus dem Hause. Vickler war genöthigt, auf ein zwey Stunden entferntes Dorf zu laufen, um dort das Kleid an einen andern Trödler zu verkaufen.

Er brachte den Erlös der unglücklichen Familie, und fühlte in dem Danke derselben ganz die Wonne, mit welcher eine gute Handlung uns belohnt.

Diese gewiß edle Aufopferung zog jedoch Vicklern ein physisches Uebel nach sich. Er hatte sich auf dem Wege, den er, um das Kleid verkaufen zu können, zurücklegen mußte, erhitzt, und war auf dem Rückwege von einem starken Platzregen durchnäßt worden, gegen welchen ihn die leinene Weste, mit der er jetzt nur noch bedeckt war, nicht schützen konnte. Ein starker Rhevmatismus war hiervon die Folge, der ihn zwey Tage bey der durch ihn geretteten Bauernfamilie zu verweilen zwang. Die sorgfältige Wartung und Pflege, die er, selbst krank, diesen Kranken in dieser Zeit leistete, ist ein neuer Be-

weis, oder vielmehr die unthätige Ruhe, welche er während derselben wider seinen Willen genoß, hatte die nämliche Wirkung auf ihn, wie sein voriges Siechthum. Ueberhaupt möchte man sagen, daß jede Krankheit sein moralisches Wesen mehr angriff, als sein physisches. Der Unthätigkeit feind arbeitete sich in dem Zeitpunkte der Ruhe sein Geist unter Reflexionen ab, zu denen er bey seiner gewöhnlichen Thätigkeit sich nicht Zeit nahm; dann überwältigte ihn das Gefühl der üblen Lage, in die er und seine Eltern, welche er mit der äußersten Zärtlichkeit liebte, ohne eigne Schuld gerathen waren, es regte sich das Bewußtseyn auf, daß er eine bessere Bestimmung habe, als Pferde zu stehlen und Anführer von Gaunern zu seyn, eine tiefe Bitterkeit, die vielleicht an Menschenhaß grenzte, umgriff seine Seele, und er stand jedesmal mit verderbterer Seele von dem Siechbette auf. Diesmal entwickelte sich sein Haß und die in ihm schlummernde Rachsucht gegen die Juden und die von den Franzosen eingesetzten Beamten, welche vereint er für die Urheber seines Unglücks hielt, weil durch sie sein Vater zum Bettler gemacht worden, noch weit mehr durch die Erzählungen seines unglücklichen Wirths, dessen Schicksale mit jenen des alten Bickler so ziemlich übereinstimmten. Von einem beträchtlichen Bauerngute war ihm durch die Allianz zwischen den Juden und dem Beamten der Republik nichts weiter übrig geblieben, als die,

sonst von seinem Taglöhner bewohnte kleine Hütte, in der jetzt die kranke Familie auf dem Stroh lag, und das schöne Haus, das er zuvor besessen hatte, war jetzt in den Händen eben jenes Juden, der Vicklern bey dem Anbieten seines Kleides aus dem Hause geworfen hatte, und eine Geisel des Landvolks der ganzen Gegend war.

Die Erzählung brachte den Haß Vicklers gegen diesen Juden auf das höchste, und seine Rachsucht hatte keinen Zügel mehr. Sein Wirth mahlte ihm den Geldvorrath des Hebräers so lebhaft, und zeigte ihm so deutlich, daß es gar nichts unrechtmäßiges sey, demselben einen Theil seines zusammengeraubten Gutes wieder abzunehmen, daß in ihm der Vorsatz zur Reife kam, denselben zu berauben. Zum Unglücke des Juden ließen sich am dritten Tage Carl Beyer mit Franz Heckmann, die beyden Lieblingsgefährten Vicklers, im Orte sehen, und sich sogleich bereit finden, diesem den Fang machen zu helfen. Leicht ward in der folgenden Nacht das Haus des Juden durch Einstossung der Thüre mit einem Balken erbrochen, die Familie desselben und er selbst mißhandelt und gebunden, und während einer der Verbündeten mit der gespannten Pistole die Kehlen derselben im Zaume hielt, durchsuchten die Uebrigen gemächlich das Haus, und nahmen das, was ihnen anstand, mit sich fort. Die Beute bestand in etwa fünf hundert Gulden Geld, einigem Silberzeug, Wä-

sche und Kleidungsstücken, womit sich die Räuber, der Schlupfwinkel und Wege kundig, mit vollkommner Sicherheit entfernten.

Ein Schritt auf dem Wege des Lasters schneidet, wie eine ewige Erfahrung lehrt, dem, der denselben betritt, den Rückweg ab, und verhärtet die Seele gegen alle bessere Eindrücke. Bald sammelte sich wieder um Bicklern ein Theil seiner bey dem Vorgange im Walde bey Trier auseinandergegangenen Bande, und nun erst fing das eigentliche Räuberwesen derselben an. Sie fanden es jetzt nicht mehr der Mühe werth, mit großer Mühe und Gefahr einem reisenden Soldaten seine paar Groschen zu rauben, oder auf Militairpferde zu lauern, auch war diese Erwerbquelle durch die vereinte Wachsamkeit der Civil- und Militairbehörden, und die genauen Vorsichtsmaasregeln, welche hiergegen getroffen wurden, sehr beschränkt, und nahe am Vertrocknen. Schinderhanns öfnete sich und seinen Gesellen eine ausgedehntere und lucrativere Laufbahn.

Der Grundbegriff des Sanskulottism, dieser Grundsatz aller ehrlichen Leute von Bicklers Schlage, ward jetzt philosophischer Lehrsatz der Bande. Alle Reichen sind Schurken, nur durch unrechtmäßige Mittel reich geworden, alle Schurken und Wucherer sind unsre Feinde; wir üben das Strafamt des Naturgesetzes, und handeln in ihrem Geiste, wenn wir ihnen das nehmen, was sie zu viel und wir zu wenig haben. Dies war das

Dilemma derjenigen von Bicklers Bande, welche es nicht überflüssig fanden, über ihre Handlungen zu philosophiren.

Von nun an ward das Gewerbe des Raubs und der Dieberey in seinem ganzen Umfange, in der ausgedehntesten Beziehung und unter allen Formen getrieben. Zwar ward Bickler kurz hierauf auf einem Diebstahle bey einem Tuchhändler in Saarbrücken ertappt und gefänglich eingezogen, diese Gefangenschaft aber diente blos dazu, daß sich die Umgriffe der Bande erweiterten. Während den paar Tagen, welche er in diesem Aufbewahrungsorte zubrachte, beschäftigte er sich unablässig mit Plänen zu Erweiterung seiner Bande und ihrer Geschäfte. Es bildete sich eine Art von System aus, nach welchem er künftig wirken und — rauben wollte, er vervollkommnete seine Handwerkskenntnisse durch die Spekulation, zu der er Muße genug hatte, und entwarf eine Menge, in der Folge leider nur zu genau ausgeführter, Plane. Schon in der fünften Nacht durchbrach er mit starkem Arme die zerbrechlichen Mauern seines Gefängnisses, und eilte zu den Seinen.

Noch zweymal ward in der Folge Schinderhanns, und zwar jedesmal durch Verrätherey einiger zu seiner Bande gehörigen Weiber arretirt; das erstemal entwischte er denen ihn eskortirenden Gensdarmen unter den Thoren von Landau, als eben dieselben bey der Wache ihre Ankunft meldeten, indem er sich durch die Pferde derselben

durchdrängte, ein paar Straßen durchlief, und endlich in ein Haus sprang, auf dessen Boden er sich, selbst ohne Vorwissen des Eigenthümers, acht Tage lang versteckt hielt, binnen welcher Zeit er sich von dem türkischen Korne, das zum Trocknen daselbst aufgehängt war, dem dort aufgeschütteten Haber, und dem Wasser, das er aus der Dachrinne in den regnerischen Nächten, die zu seinem Glücke eben einfielen, nährte; und das zweytemal vertrieben seine Kameraden, welche ihres Anführers Verhaftung erfahren hatten, die ihn begleitende Gensdarmerie mit Gewalt. — Glücklicher waren seine Raubgenossen, von denen in den ersten vier Jahren ihrer Verbindung in dem ganzen großen Terrain, das der Schauplatz ihrer Schandthaten war, nicht mehr als sechse eingefangen wurden, von denen zwey aus den Gefängnissen zu entwischen Gelegenheit fanden, und die vier übrigen, die sich durch nichts bewegen ließen, ihre Kameraden zu verrathen, auf längere oder kürzere Zeit zur Strafe öffentlicher Arbeiten in Eisen verdammt und in das Innere der Republik abgeführt wurden.

Die Bande wuchs nach und nach weit über zwey hundert Mann an. Alle Taugenichtse in der großen Landstrecke von der Grenze Hollands bis gegen Landau und zwischen der Grenze des alten Frankreichs und dem Rheine, alle, die der Freyheitskrieg ruinirt, denen er Vermögen und Moralität geraubt hatte, waren entweder wirkli-

che Mitglieder der Bande, denen Diebstahl und Raub Beruf geworden war, oder standen doch sonst mit derselben in Verkehr. Die Anzahl der letztern, die sich blos mit Kundschaft und Verrath, mit Vertrödlung und Verbergung des Raubs beschäftigten, und ohne sich an demselben unmittelbar zu beantheiligen, eine untergeordnete Rolle dabey übernommen hatten, und von der Bande selbst höheren oder geringeren Sold erhielten, kann wohl reichlich viermal so stark, als die Zahl der eigentlichen Räuber selbst angenommen werden. Durch die Aushülfe dieser ward es der Bande möglich, der ernsthaftesten und angestrengtesten Bemühungen der Polizey ohngeachtet so lange und in einem so großen Umfange thätig zu bleiben, ohne daß mehr als eine im ganzen genommen sehr unbedeutende Anzahl ihrer Glieder aufgefangen worden wäre.

Sonderbar ist es und verdient daher eigends angeführt zu werden, daß grade die schlausten und muthigsten dieser Räuber am meisten und leichtesten der Polizey in die Hände fielen; ein Umstand, der sich daraus erklären läßt, daß grade diese Vorzüge von Muth und List, deren sie sich zu gut bewußt waren, denselben eine übertriebene Kühnheit und ein unbegreifliches Selbstvertrauen eigen machten, welche, indem sie hierdurch die nöthige Vorsicht außer Acht ließen, dieselben in die Hände der sie verfolgenden Polizey jagten.

Ein Blutеyd, bey der Aufnahme in die

Raubverbrüderung geleistet, verband Bicklers Konsorten zum festen Beystande in allgemeiner Noth, zu einem — nicht immer thätig geleisteten — Gehorsam gegen den Anführer der Bande, und durch ihn versprachen sie, einander in keinem Falle zu verrathen. So sehr auch fast alle diese Menschen unter das geringste Gesindel gehörten, so fest hielten doch alle, deren sich die Polizey bemächtigte, diesen letztern Theil des Versprechens, und keiner der Eingefangenen verrieth die übrigen, obgleich bey dem öffentlichen Verhöre Bayers Schinderhanns selbst in dem Audienzsaale des peinlichen Gerichts zugegen war, und dem Verhafteten grade zur Seite stand, eine Kühnheit, die allerdings ohne Grenzen ist. Schinderhanns selbst, der so oft seinen Kameraden vorpredigte, daß ein solcher Verrath den Verhafteten nichts helfen und ihm die Strafe der Gesetze nicht erleichtern könne, während er den übrigen so sehr schade, macht hiervon eine Ausnahme, indem er bey dem geschlossenen Verhöre, welches dermal zu Mainz über ihn gehalten wird, seinen Richtern alle seine Genossen, selbst jene, welche auch nur in entfernterer Beziehung mit der Bande gestanden, angiebt, die dann, dieser Angabe sich nicht versehend, ohne Mühe und Umschweif gefangen genommen werden.

Die Bande war nie ganz und nur selten in größerer Anzahl versammelt. Ihre Glieder waren in dem großen Landstreiche, der den Schauplatz ihrer Handlungen war, zerstreut und beschränkten sich

dagegen auch genau auf diesen, gleich als ob sie sich selbst eine geographische Grenze gesteckt hätten. Mit jener Bande, welche weniger zahlreich im Elsaß bis in die Schweiz fast zu gleicher Zeit ihr Wesen trieb, und mit jener, die in den Jahren 1800. und 1801. in einigen Gegenden Deutschlands gespürt wurden, stand dieselbe in gar keinem Zusammenhange. Mit letzterer, die fast ganz aus Deserteurs der deutschen Armeen und einigen wenigen verdorbenen Handwerkern der Gegend, wovon ihr vorzüglich Schlosser wegen ihren Handwerkskenntnissen willkommen waren, bestand, die ein ehmaliger Offizier, wegen Lüderlichkeit und Schurkereyen von seinem Regimente weggejagt, in einen schnell vorübergehenden Zusammenhang gebracht, und eine kraftvolle Polizey der Reichskreise sehr schnell bis auf die geringste Spur vertilgt hatte, hat sie verschiedentlich einige Mitglieder gewechselt, vorzüglich zu der Zeit, als die französischen und holländischen Trnppen in das Innere von Deutschland vorgedrungen waren, die einheimischen Truppen sich aus denselben znrückgezogen hatten, und durch diese Vorfälle des Kriegs alle vaterländische Polizey gelähmt war.

Dieser Zerstreuung und der großen Ausdehnung ihres Wirkungskreises ohngeachtet, standen die Glieder gleichwohl mit einander in engem Zusammenhange, und die Oekonomie des Ganzen verlot dadurch nichts an Kraft und Stetigkeit. Die Kette der Kommunikation war in dem gan-

zen Zeitraume des gemeinschaftlichen Wirkens nie unterbrochen, und der ungebildete, aber gesunde Verstand des Schinderhanns schöpfte aus sich selbst ohne Unterricht und Beyspiel die zusagendsten Mittel zu dem Zwecke gemeinsamer Ordnung und Unterstützung. Die Mitglieder der Bande erhielten von ihm ihre Richtung, Vorschriften, Nachrichten, Warnungen und Befehle, während manche derselben ihn nicht einmal persönlich kannten. Sein schöpferischer Erfindungsgeist hatte eine Menge Zeichen und Signale erfunden, durch welche mit erstaunenswürdiger Genauigkeit die zerstreuten Mitglieder der Bande von allem, was sie betraf, unterrichtet wurden. Es würde interessant seyn, diese Zeichenlehre auseinander zu setzen, die mit so viel Schlauheit entworfen, allen denen, welchen sie galt, und grade nur diesen verständlich war, und die gewiß die einfachsten und gemeinkenntlichsten Regeln und Grundsätze hatte, da weder der, welcher sie erfunden, noch jene, für welche er sie erfunden hatte, verwickeltere Begriffe auseinader zu setzen fähig waren. Unbedeutende Zuckungen der Gesichtsmuskeln, eine gleichgültig scheinende Lage der Hand verständigte häufig die in Gesellschaft uneingeweihten vermischten Verbündeten von den wichtigsten Planen; ein gebrochener Baumast, hingestreute Aehren und Blätter unterrichteten die Abwesenden von der Richtung und der Bestimmung, die ihnen bezeichnet war, und zeigten nach ihrer Verschiedenheit von

den Plätzen, wo Vicklers Genossen Waffen und Raubgeräthe verborgen hatten. Unbedeutende Kleinigkeiten, oft blos hingestreute Lumpen, und Blechstücke, Schiefer, Risse in Baumrinden, an Scheidewegen hingeworfne Kohlen waren eben so viel bestimmende Werkzeuge in dem Register dieser Zeichenkunde. Wie mancher Arglose ging nicht an diesen Signalen unbekümmert vorüber, die ihm selbst nahen Raub und Mord signalisirten!

Bey der Aufmerksamkeit, welche die Verbündeten, sobald sie einen Plan zur Reise gebracht hatten, auf den Gegenstand desselben widmeten, konnte niemand so leicht hoffen, derselben zu entgehen. Mehrere, welche Spuren eines gegen sie gemachten Anschlages erhalten hatten, vereitelten diesen zwar durch obrigkeitliche Hülfe, aber sie verschoben dessen Ausführung nur, die immer noch später erfolgte, wenn die Bande es sich gelegener fand.

Von den meisten der Maasregeln, welche die Polizey gegen die Verbündeten nahm, waren dieselben jedesmal unterrichtet, und daher kam die erstaunliche Schwierigkeit, sie zu vertilgen und sich ihrer zu bemächtigen. Einige Munizipalitätsglieder standen mit derselben in der Art von Verbindung, daß sie von denselben Påsse gegen gute Bezahlung erhielten, die bey dem unsteten Leben der Bande derselben unentbehrlich waren. Mit den Håschern und mehreren Mitglieder der Gens-

d'armerie hatten sich gleichfalls einige in Verbindung gesetzt.

Die allgemeinen Jagden, die man gegen dieselben machte, waren daher meist ohne Erfolg, und häufig trieben Bickler und seine Konsorten noch ihren Spott damit. Bey den genauen Verbindungen, welche dieselben überall hatten, ward es ihnen nicht schwer, in den Häusern der mit ihnen Einverstandnen mit voller Gemächlichkeit die Beendigung des gegen sie angestellten Streifzugs abzuwarten. Schinderhanns selbst machte sich einigemal das Vergnügen, einem solchen Streifzuge selbst beyzuwohnen, und sich selbst suchen zu helfen, woraus er zugleich noch den Vortheil schöpfte, daß er die hierbey gemachten Anordnungen kennen und übersehen lernte, und hierdurch in den Stand gesetzt ward, sich besser gegen dieselben vorsehen zu können. Häufig neckte er die Polizey dadurch, daß er durch seine Anhänger die Nachricht verbreiten ließ, als befände er sich eben mit dem größten Theile seiner Bande in einer Gegend, von der er grade zwanzig bis dreißig Meilen weit entfernt war. Durch diese List wendete er die allgemeine Aufmerksamkeit nach jener Gegend hin, und ermüdete die Aufsicht der Polizey, während dem er hierdurch es sich erleichterte, in jenen Gegenden, in denen er sich wirklich befand, und wo ihn niemand vermuthete, sein Handwerk treiben zu können.

Die gewöhnliche Art dergleichen Gesindels, sich in abgelegenen Mühlen, Höfen und einzeln von den Ortschaften entfernt stehenden Gebäuden anzusiedeln, deren Bewohner wegen dieser Entfernung von aller Hülfe zum Einverständnisse mit diesen Banden ihrer eignen Sicherheit wegen genöthiget werden, war Bicklern zu verbraucht und zu allgemein. Seine Konsorten, wovon ohnehin der größte Theil ansässige Leute waren, gegen welche niemand Verdacht hatte, wohnten selbst mitten in volkreichen Dörfern und Städten, ihre Häuser und Wohnungen waren jederzeit ein ofnes Asyl für alle Verbündete, und während die Polizey, die diese Bande für gewöhnliche Strauchdiebe ansah, die verborgnen Schlupfwinkel und entlegnen Höfe und Mühlen durchsuchte, lebten jene gemächlich und richtig mitten unter guten Staatsbürgern, und spotteten über die Kurzsichtigkeit einer Polizey, die, indem sie sie mit Verachtung als Diebe des gewöhnlichen Schlags behandelte, ihnen ihre Geschäfte so sehr erleichterte.

Die Mannigfaltigkeit in Plan und Ausführung, deren sich die Bande befleißigte, trug gleichfalls viel dazu bey, die Beendigung ihres Unwesens der Polizey zu erschweren. Die fähigern Mitglieder der Bande zeigten einen steten Wechsel in Kleidung und Geschäften. Bald als wandernde Handwerkspursche, bald als Landkrämer, die ihre Waaren anboten, bald als Roß- und Viehhändler durchstreiften sie alle Orte, verschafften

sich Eigang in alle Häuser, lernten den Vermögensstand ihrer Einwohner und die Verhältnisse ihrer Wohnungen kennen, beriefen dann mit Blitzesschnelle ihre Konsorten zusammen, und verschwanden mit dem Raube, den sie sich ausersehen hatten, in eine andere Gegend, nach welcher zu reisen, der Wechsel ihrer Kleidung und ihres Anstands und die Pässe, welche sie bey sich führten, ihnen leicht machten.

Jede Art von Diebstahl war ihnen zur Fertigkeit geworden. Doch zog Schinderhanns und der größte Theil seiner Gefährten den ofnen Raub vor, bey welchem sie Muth und List zugleich entwickeln konnten. Hier wurden nach erspähter schicklichsten Gelegenheit die Häuser erbrochen, häufig mit außerordentlicher Stärke und List ganze Gefache der Gebäude eingerissen, vermummte Räuber stürmten bewaffnet in das Haus, zündeten an einer Blendlaterne eine Menge kleiner Wachslichter an, die sie an die Wände anklebten, schröckten die Bewohner aus dem Schlafe, fesselten dieselbe, indem sie mit einfachem dünnem Bindfaden die Daumen ihrer auf den Rücken zusammengehaltnen Hände zusammen banden, warfen sie unter mannigfaltigen Mißhandlungen in ein Zimmer zusammen, in welchem einige von ihnen sie bewachten und mit gespanntem Hahn dem, der einen Laut ausstoßen würde, das Gehirn zu zerschmettern drohten, während die übrigen das Haus durchsuchten, Schlösser, Verschlä-

ge und Küsten erbrachen, und alles, was ihnen anstand, mit sich fortnahmen. Einige andere hielten indessen vor dem Hause in verschiednen Richtungen, Wache, oder machten, — wie dies einigemal geschah — einen fürchterlichen Lärm durch Abfeurung ihrer Gewehre, um die übrigen Nachbarn und Einwohner von aller Hülfleistung abzuschröcken. — Ueberhaupt hatte Schinderhanns allen dergleichen Expeditionen einen militairischen Zuschnitt gegeben, er selbst hatte den Plan durchdacht und entworfen, theilte die Rollen aus, führte die Wachen auf, lenkte das Ganze und befand sich immer an der Spitze des Angriffs, während die übrigen die ihnen auferlegte Rolle mit militairischer Pünctlichkeit und Genauigkeit ausführten; und einzig hierdurch ward der Bande der jedesmalige glückliche Erfolg zu Theil, der überall ihre Bemühungen krönte.

Die sogenannte Jerusalems Korrespondenz war keiner der minder einträglichsten Gewerbzweige für die Bande. Ein meist sehr schlecht stilisirter Brief befahl demjenigen, der zum Tribut ausersehen war, an einen gewissen bestimmten Ort innerhalb einer genau vorgeschriebenen Zeit eine festgesetzte Summe Geldes zu liefern. Im Säumungsfalle ward mit Brand und Morde gedroht, die dann auch richtig vollstreckt wurden, wenn der Aufgefoderte der Foderung nicht genügte. Bey dieser Pünktlichkeit in Ausführung der Drohungen zogen die Verbündeten beträchtliche

Summen. Man rechnet bis achtzehn Brände, welche auf diese Art von Schinderhanns Gefährten angelegt worden. Im Jahre 1801. ward einer von denen, die sich diesem Zweige der Industrie vorzüglich gewidmet hatten, von dem Kriminalgerichte des Donnersbergs zum Tode verurtheilt. Seinem Eyde getreu verrieth er auch nicht einen einzigen seiner Gehülfen, sondern blieb bis an sein Ende dabey, daß er alles allein eingeleitet und ausgeführt habe. Nur eine einzige Aeußerung entfiel ihm vor seinen Richtern im Verlaufe des Prozesse; die Aeußerung, daß, wenn er ja auch andere in seinen Prozeß verwickeln wollte, dies ihm doch nichts helfen könne, und er würde es daher doppelt bedauern müssen, unglückliche Wittwen und Waisen gemacht zu haben.

Eine andre, noch boshaftere Spitzbubenspekulation, die vorzüglich dieser letztre gleichfalls übte, bestand in dem Kinderraube. Die schuldlosen Lieblinge reicher Eltern wurden von den Gaunern entführt, und die weinenden Beraubten durch Briefe unterrichtet, daß sie gegen eine festgesetzte an einen bestimmten Platz hinterlegte Summe ihre Kinder zurückerhalten könnten, im entgegengesetzten Falle ward mit dem Tode der armen Kleinen gedroht, deren zerstückelte Glieder den Eltern zurückgeschickt werden sollten. Auch dies war eine reiche Fundgrube für die Bande; die Drohung des Mords ward indessen an keinem Kinde vollzogen, weil — Schinderhanns erklärte, daß er denjeni-

gen, der Hand an ein so unschuldiges Geschöpf legen werde, ohne Schonung niederschießen werde.

Ueberhaupt hat Schinderhanns, der es treflich verstand, seine zügellosen, völlig morallosen Gefährten, meist Menschen ohne alle Kultur und ohne Eingeweide zu züglen, eine Menge Morde und größere Schandthaten verhütet. Er hatte sein und seiner Konsorten Verhalten in eine Art von System gebracht, auf das er mit Festigkeit hielt, und der erste Grundsatz desselben war es, immer die weniger gewaltsamen Mittel zum Zwecke anzuwenden, und so wenig zu schaden, als es die Ausführung des festgesetzten Planes erlaube. Diesen Grundsatz, der zuverlässig bey ihm blos aus einem guten Herzen floß, ward seinen weniger guten Kameradeu durch die Vorstellung, daß dies Betragen ihre Strafen mildere, und sie weniger verhaßt mache, und durch die vollständigste Ausführung der Folgen, welche besonders der letztere Umstand auf sie sämtliche und ihr Gewerbe haben würde, von ihm eingeschärft und zur unverbrüchlichen Verhaltungsregel gemacht.

Es war ein Ausfluß dieses Grundsatzes, daß die Bande vorzüglich den Reichen Krieg erklärt hatte. Sie waren es, deren Ueberfluß zu decimiren Schinderhanns Beruf zu haben glaubte; von den

Spionen der Bande umlagert und in allen ihren Handlungen belauscht, entging nur selten eine bedeutendere Summe, die sie eben eingenommen hatten, den Blicken und der Habsucht der Bande. Wickler machte in Rücksicht ihrer den sonderbaren Unterschied unter jenen, die es durch Erbschaft geworden, und jenen, welche sich selbst Vermögen erworben hatten, und so wenig delikat er auch gegen die Reichen überhaupt war, so behandelte er doch noch immer die erstern schonender als die letztern, weil in ihm der Glaube fest geworden war, daß ohne Wucher niemand reich werden könne, und daß es nicht sündlich sey, ihren Erwerb denselben auf eine Art abzunehmen, die nach seinen Begriffen nicht viel anstößiger war, als jene, durch welchen sie sich denselben verschafft hatten. Gegen Juden, Kaufleute und vorzüglich die Vieh- und Kornhändler kannte er keine Schonung.

Von dem Gelde, das er dieser von ihm so sehr gehaßten Menschenklasse abnahm, that er manches Gute Er bemühte sich mit dem anhaltendsten Eifer, so oft er sich in dem Besitze einer beträchtlichen Summe sah, Familien zu finden, die ohne ihr Verschulden unglücklich geworden waren. An diese theilte er dann freygebig — oft beträchtliche Summen aus, entzog sich großmüthig und unerkannt ihrem Danke, und weinte oft im sanftesten Ergusse seines Herzens Thränen der Freude über eine gute Handlung, die er eben vollbracht hatte.

Ohne diesen schönen Zug seines Herzens würde Schinderhanns sich Schätze gesammelt haben; aber er besaß nicht viel mehr als ein Bettler, da er gefangen genommen ward. Vorzüglich waren verarmte und durch den Krieg unglücklich gewordene Bauernfamilien der Gegenstand seiner Wohlthätigkeit. Oft erhielt der arme Nachbar eines eben ausgeplünderten Pallastes Bicklers ganzen reichen Antheil an der gemachten Beute.

Kein selbstbegangner Mord drückt sein Gewissen. Die mehrfach begangenen Morde kommen sämtlich auf Rechnung seiner Raubgenossen, und wurden von diesen unmittelbar ausgeführt. Sein grenzenloser Haß gegen Juden und französische Beamten führte bey der Bande als Grundsatz ein, daß keinem von diesen beyden Menschenklassen Pardon gegeben werden dürfe. Keiner derselben durfte daher auch, wenn er Bicklers Genossen in die Hände fiel, auf Schonung hoffen. Selbst wandernde Betteljuden waren von dieser Strenge nicht ausgenommen, die sogar auch einigemal denen, die erst Aemter in der Republick zu erhalten suchten, tödtlich ward, denn Schinderhanns war der Meynung, daß diese vorzüglich gefährlich wären, weil, wie er sagte, „sie erst noch besonders viel fressen müßten, ehe sie fett würden." Aber nie legte er unmittelbar selbst Hand an die Opfer, sein stilles Wegschleichen war in diesem Falle eine Art von

Befehl für seine Genossen, dieselben abzuschlachten.

Entwendungen gemeiner Art, bey denen er weder List noch Tapferkeit entwickeln konnte, liebte er nicht; er hielt sie gewissermaasen unter seiner Würde, uud entschloß sich nur dann zu denselben, wenn Bedürfniß und Noth ihn dazu zwang. Von der ihm eignen Tapferkeit hat er manche außerordentliche Proben gegeben.

Sein ungestümer, durch Grundsätze und Erziehung nicht gebildeter Karakter riß ihn zu manchen Exzessen hin. Die Wärme, mit der er sich an allen fremden Leiden beantheiligte, hat manche sonderbare, bisweilen grausame Erfolge veranlaßt. So ließ er einst einen Säufer, der sein Vermögen durchgejagt, Weib und Kinder unglücklich gemacht, und eines derselben gelähmt hatte, bis zum Tode prügeln, und als dieser wirklich nach einigen Tagen starb, schickte er der Wittwe eine Summe Geldes, die nicht viel geringer war, als das Vermögen, das ihr lüderlicher Ehemann durchgejagt hatte, und raubte einem Müller, der im Streite einem Bauern, dem Vater von vier Kindern, den Arm zerschlagen hatte, vierhundert Thaler, die er sogleich dem Verwundeten als eine Entschädigung zustellen ließ.

Häufig verhütete Schinderhanns Unheil, das von seineu Kameraden beabsichtet war. Häufig

diente er selbst Leuten zur Sauvegarde, und sicherte sie gegen die gewisse Beraubung seiner in der Gegend verbreiteten Bande. Ein armes Dienstmädchen, das weinend in dem Wirthshause, in dem eben Schinderhanns zugegen war, erzählte, daß es vierzig Gulden, den sauern Erwerb mehrerer Dienstjahre, bey sich trage, und von der Bande des Schinderhannes, die sich seit ein paar Tagen in dieser Gegend verspüren lassen, beraubt zu werden fürchte, begleitete er selbst durch eine Strecke von anderthalb Meilen, verließ dasselbe nicht eher, bis er es in Sicherheit wußte, und entließ dann solches mit der Aeußerung, daß Schinderhanns nicht ganz so schlecht und grausam sey, als ihn die Leute machten, daß er ihr so eben einen Beweis hiervon gegeben habe, da er sie bis hieher begleitet habe, und daß er ihr gerne noch ein Geschenk zum Andenken geben würde, wenn sie nur einen Tag später gekommen, „denn jetzt, sagte er, indem er seine Taschen umkehrte, bin ich weit ärmer als du;" ein Umstand, der dem Herzen dieses berüchtigten Räubers gewiß sehr das Wort spricht.

Armuth war überhaupt ein sicherer Schutzbrief gegen alle Angriffe Bicklers, und wer sein Herz in Anspruch nahm, der hatte soleicht nichts von ihm zu fürchten. Einem Ladendiener des Kaufmanns L. aus Zweybrücken, dem seine Bande tausend Reichsthaler genommen hatte, ließ er diese Summe sogleich wieder zustellen, als dieser ihm vorstellte,

daß er dies Geld seinem Herrn wieder ersetzen, und dann mit Weib und Kindern betteln gehen müßte, und einem Bauern, dem der Erlös aus seinen Ochsen geraubt worden war, die er zur Bezahlung einer dringenden Schuld verkauft hatte, mußte dies Geld augenblicklich zurückgegeben werden, Schinderhanns legte demselben noch zwey Karolin bey, da diese dem Bauern an der Schuld, auf welche er gedrängt war, noch fehlten, und gab demjenigen von seinen Kameraden, der denselben beraubt hatte, in der ersten Aufwallung seines Zornes noch obendrein ein paar derbe Maulschellen, wegen seinem, wie er sagte, „unverantwortlichen" Geize.

So glücklich kamen freylich nur wenige weg, und da, wo Schinderhanns nicht selbst zugegen war, übten seine Raubgenossen alle Schandthaten der verderbtesten Menschen. Nur seine Gegenwart konnte diese Elenden zäglen, und sie wurden in dem Maase unmoralischer als sie sich von seinen Blicken entfernten.

Im Jahre 1800 schien sich die Laufbahn der Bande schliessen zu wollen. Immer mehr verstärkte sich die Mannschaft derselben, und immer kühner und unbesonnener wurden ihre Handlungen, während in eben dem Maase wachsamer und thätiger die Polizey ward. Wie aus einem langen Schlafe schien sie zu erwachen, als im Herbste des besagten Jahres einer der Verbündeten selbst die Anzeige machte, daß die ganze Bande in der

Gegend von Kreuznach zusammengedrängt sey. Die aus der ganzen Gegend zusammengezogene Gensd'armerie und die im ganzen Umkreise aufgebotenen Bauern, die man seit einiger Zeit als fliegende Garden, zu organisiren angefangen hatte, umstellten nach einem sehr gut angeordneten Plane die Gegend und die Jagd auf den berühmten Schinderhanns begann. Wirklich kam derselbe auch bey dem eine Meile unterhalb Kreuznach an dem Nohefluß liegenden Orte Bretzenheim sehr ins Gedränge. Zum Glücke für ihn waren es nur neun Gensd'armes, welche auf ihn und noch vier seiner Kameraden stießen. Mit unglaublicher Tapferkeit und List wehrten sich dieselben gegen die sie drängenden überlegene Zahl, mit der sie ein heftiges Gewehrfeuer wechselten, und entzogen sich durch die anstoßenden Gärten und Weinberge, wohin ihre Verfolger ihnen zu Pferde nicht folgen konnten, der so nahe drohenden Gefahr. Durch die ihnen genau bekannten Schlupfwinkel und Seitenwege entkamen sie dem Streifzuge, und langten glücklich im Sohnwalde an, wohin niemand sie verfolgte, niemand sie verfolgen konnte.

Der Streifzug hatte indessen doch die Folge, daß die Bande so sehr auseinander gesprengt und erschreckt ward, daß sie sich in der Folge nie wieder ganz sammelte. Einer von derselben, der, von den Bauern umrungen, sich lange vertheidigte, ward bey dieser Gelegenheit erschossen, und Carl Beyer, Bicklers Liebling, gefangen genommen.

Mit dieser Gefangennehmung war der Streifzug eigentlich eröfnet worden. Ganz den Grundsätzen und Vorschriften der Bande zuwider und der ausdrücklichen Warnung Picklers ohngeachtet, hielt sich Beyer bereits mehrere Tage auf einem Hofe in der Gegend von Stromberg auf, wo eine der Töchter des Hauses seine Geliebte war. Dem allgemeinen Grundsatze der Polizey zufolge war der Streifzug vorzüglich gegen die von den Ortschaften entlegnen Wohnungen gerichtet, und der Hof, in welchem Beyer sich aufhielt, war einer der ersten Orte, die durchsucht wurden. Die Streiferey fing Nachts um zwey Uhr an, und bereits um drey Uhr war Beyers Aufenthalt von den Streifern umstellt, deren Anführer eingelassen zu werden verlangte. Der Eigenthümer, der Beyern Verbindlichkeit schuldig war, und von ihm beträchtliche Summen erhalten hatte, vielleicht auch selbst zu der Bande als ein untergeordnetes Mitglied gehörte, weigerte sich die Thüre zu öfnen. Die Streifenden stießen daher dieselbe ein, und befanden sich bereits vor der Thüre des Zimmers, in welchem Beyer sich befand, ehe dieser, der Muth und Gegenwart des Geistes verloren hatte, etwas zu seiner Rettung gethan hatte. In diesem kritischen Momente fand Beyers Geliebte noch einen Ausweg, den einzigen, der noch möglich war, und auf welchem derselbe auch wirklich beynahe gerettet worden wäre. Aus der Stube, in welcher sich Beyer befand, ging durch den obern Boden

ein schmales Loch in den obern Stock, durch welches im Winter die Wärme der untern Stube sich der obern mittheilte. Auf den Schultern seiner Geliebten stieg Beyer durch diese Oefnung in die obere Stube, wo er sich in den dort stehenden Mehlkasten im Mehl verbergen sollte, bis das Streifkommando abgezogen wäre. Als nun die Streifenden von neuem Anstalten machten, die Stubenthüre einzudrängen, öfnete Beyers Geliebte dieselbe, und die ganze Familie brach in Vorwürfe gegen den Friedensrichter, der dieselbe anführte, aus, weil dieser, ohne ihren Versicherungen zu trauen, mit Gewalt eingedrungen sey. Gutwillig wurden jetzt diesem alle Winkel des Hauses geöfnet und schon bereitete sich das Kommando zum Abzug, als einer von denselben es aufallend fand, daß ein frisches Strohlager sich in der Wohnstube der Familie befand, welches nm so gewisser von einem fremden Besuche zeige, der so eben erst dasselbe verlassen hatte, als in der Gegend bekannt war, daß der Eigenthümer des Wohnhauses Betten genug für seine Familie besitze. Da dieser diesen Umstand nicht befriedigend auseinandersetzte, so entstand ein neuer Verdacht, das ganze Haus ward nochmals durchsucht, und man zog Beyern aus dem Mehle hervor, in das sich derselbe versteckt hatte.

Die Verhaftung dieses seines Freundes schmerzte Vicklern tief, er brütete über Planen zu seiner Rettung, die aber alle unzulänglich wa-

ren, da dieser sogleich an das peinliche Gericht nach Kölln abgeführt und, wie sich Bickler persönlich überzeugte, dort so gut verwahrt ward, daß seine Befreyung unmöglich war. Schinderhanns eilte daher nach dem Sohnwalde zurück, wo er in dem Hause eines dort wohnenden Köhlers sich seinem Schmerze überließ. Er versuchte es, die Bande hier um sich zu versammlen, um vereint zu Beyers Befreyung alles zu wagen, was Muth, List und Verzweiflung auszuführen im Stande sind, aber die Glieder der Bande waren zu sehr versprengt, und zu furchtsam gemacht worden; es fanden sich nur wenige bey ihm ein.

Hier war es denn auch, wo Schinderhanns seine Geliebte fand, die in der Folge manches Abentheuer und jetzt seine Gefangenschaft mit ihm theilt. Sein Hauswirth war ein armer Köhler, den bald die Freygebigkeit seines Gasts für denselben eingenommen hatte. Unter seiner zahlreichen Familie befand sich auch eine hübsche Tochter, welche durch die Gefälligkeiten, die sie Bicklern erwies, zuerst dessen Aufmerksamkeit und dann dessen Liebe erhielt. Sie erwiederte diese leztre, und bald lebten dieselben mit des Vaters Einverständniße als Eheleute, da dieser, dem Bickler sich entdeckt hatte, leicht begriff, daß Bickler jetzt unmöglich sich die Trauung von einem Geistlichen erwirken konnte, und sich daher dessen Versprechen, in der Folge noch diese nachholen zu wollen, gnügen ließ. Umdesto weniger waren die Brüder seiner Geliebten mit

dieser Verbindung zufrieden, obgleich sie Bicklern viel zu sehr fürchteten, um eine laute Aeußerung gegen dieselbe zu wagen, und hierinn liegt der Grund der lange nachher geschehenen Verhaftung desselben zu Frankfurt, welche wir weiter unten erzählen werden.

Einige Monate lebte hier Bickler vollkommen ruhig und glücklich. Die Nachricht, daß sein Freund Beyer ehstens von dem Tribunale zu Kölln abgeurtheilt werden sollte, riß ihn aus den Armen der Liebe und der Ruhe, in denen er bisher geruhet hatte. Er eilte nach Kölln, ohne auf die Vorstellungen und Thränen seiner Geliebten zu achten, um seinen Freund zu retten, oder wenigstens doch ihn noch einmal zu sehen. Nur das leztere war ihm möglich, und er befand sich während des größten Theils der öffentlichen Verhandlung des Beyerischen Prozesses in dem Audienzsaale des peinlichen Gerichts, wie wir oben schon angeführt haben.

Während diesen Verhandlungen, wobey er, wie man sich leicht denken kann, seiner sehr häufig erwähnen hörte, machte einer der Umstehenden die Bemerkung, daß Schinderhanns, wie man jetzt wisse, als Knecht zu Endtenpfuhl im Sohnwalde dienen solle. Da die Wohnung seines Schwiegervaters nur anderthalb Meilen von der Försterey Endtenpfuhl entfernt war, und dieser als Köhler wirklich von dem dort wohnenden Förster abhängig war, so fand Bickler, daß sein bisheriger Auf-

enthaltsort ihm jetzt keine Sicherheit mehr gewähre. Er reiste daher mit einem Passe, den ihm einer seiner Kameraden verschaffte, und worinn er Jacob Schweikard benannt war, über den Rhein, indem er zugleich seine Geliebte hiervon benachrichtigte, und ihr einen Ort bey Frankfurt anwies, wo sie ihn finden könne.

Schinderhanns hatte seinem Schwiegervater versprochen, sein bisheriges schändliches Gewerbe aufzugeben, und, wenigstens damals noch, scheint ihm dies Versprechen Ernst gewesen zu seyn. Er kaufte in Frankfurt Waaren ein, mit denen er die Dorfmärkte besuchte. So wenig reichlich der Erwerb auch war, den er sich hierdurch verschaffte, so hielt er doch mehrere Monate das Versprechen, welches er seinem Schwiegervater gethan hatte.

Nach einem fast sechsmonatlichen Aufenthalte in Deutschland trieb ihn die Liebe in den Sohnwald zurück. Vergebens hatte er bisher seine Geliebte erwartet; sie war zweymal über den Rhein gegangen, ihn aufzusuchen, hatte ihn aber nie finden können, und war daher jedesmal wieder zu ihrem Vater zurückgekehrt. Bickler, der bisher ruhig in Deutschland als herumziehender Landkrämer sich genährt hatte, hatte sich häufig gewundert, noch immer von den Räubereyen uud Mordthaten zu hören, die fortwährend auf seinen Namen verübt wurden, er war häufig vor sich selbst gewarnt worden, und hatte oft wahre und falsche Anekdo-

ten von dem famösen Schinderhanns in den Dorfschenken den staunenden Bauern selbst erzählt; er wußte daher recht gut, daß er nichts weniger als vergessen war, und kannte alle die Gefahren, denen er sich durch seine Reise nach dem Sohnwalde aussetzte. Aber heftig in seinen Leidenschaften und kühn in seinen Unternehmungen besiegte die Liebe alle Einwürfe, welche sein Verstand ihm machte, und in zwey Tagen reiste er von Frankfurt in den Sohnwald zurück.

Dort hatte während seiner Abwesenheit alles eine andere Gestalt erhalten. Seine Raubgenossen hatten sich gleichfalls diese Gegend zu ihrem Aufenthalte ausersehen, die Armuth der dort wohnenden Köhler hatte die meisten derselben veranlaßt, an ihren Räubereyen Antheil zu nehmen, dies und die Furcht dieser armen in einzelnliegenden Hütten wohnenden Leute gaben diese ganz in die Gewalt der Räuber, welche diese Verlegenheit ohne alle Schonung benutzten, und eine Tyranney ohne Gleichen über dieselben ausübten. Schinderhanns erschien, und sein altes Ansehen über die Bande war sogleich hergestellt. Ruhe und Frieden kehrten in die Hütten des Sohnwaldes zurück, als er mit gebietender Strenge seinen Konsorten Ordnung gebot; die Räubereyen derselben, an welchen Bickler sich nun auch wieder beantheiligen mußte, brachten einen Ueberfluß in diese Wohnungen der Armuth, den derselben Bewohner vorher nicht gekannt hatten, und diese

verehrten mit dankbarem Herzen dafür Bicklern als ihren Wohlthäter, für welchen sie Gut und Blut aufzuopfern bereit waren.

Der Sohnwald und die mit ihm in Verbindung stehenden Waldungen, die blos durch den Namen von ihm gesondert, bedecken ein ungeheures Terrain. Seine Länge wird auf fünf und seine größte Breite auf zwey Tagreisen gerechnet. Außer einigen wenigen Dörfern finden sich in dieser ungeheuren Holzung nur die Wohnungen der Förster, einige einzelne Wirthshäuser zum Behufe der Reisenden, deren nur wenige diese Wildniß betreten, und die Hütten der Köhler, welche hier wohnen und nur dann die Sitze ihrer Armuth verlassen, wenn sie in die nächsten Orte gehen, um die nöthigsten Bedürfnisse zu kaufen. Ohne alle Ausbildung wachsen ihre Kinder als Halbwilde heran. Der Wald, welchen sie bewohnen, ist ihre Welt, hier kennen sie jede Staude und jeden Baum; kaum ist es ihnen bekannt, daß auch außer diesen es noch Menschen gebe. Die rohsten Speisen sind ihre Nahrung, Brod, von selbstgebautem Heidekorn erzeugt, oder von den nächsten Ortschaften, welche hier Holz und Kohlen holen, herbeygeschafft, ist schon ein Artikel des Luxus. Ihre Lebensart macht sie stumpf, tapfer und rauh. Gegen diese Menschen und dies Terrain kann kaum eine Armee etwas ausrichten. Es war bekannt genug, daß die Bande des Schinderhannes hier ihren Sitz habe, daß

sie von hier auszog, um zu rauben, und jedesmal reich, mit Beute beladen, zurückkehrte, diese in Ruhe zu verzehren. Häufige Streifungen und alle Anstalten, welche die Polizey gegen dieselbe vorkehrte, blieben durch die Unterstützung der Köhler und die Kenntniß des Locales ohne Erfolg. Endlich ward die ganze Gegend und alle Gensd'armerie des Departements aufgeboten, dem Unwesen ein Ende zu machen. Da die Bande zugleich Gewißheit erhielt, daß unter den Köhlern des Waldes selbst die Polizey sich Spione erkauft hatte, und daher ihre Sicherheit täglich schwankender ward, so zerstreute sie sich abermal; nur zwey Glieder derselben, die sich eben so wie Bickler mit Töchtern des Sohnwaldes verehlichet hatten, blieben mit diesem zurück.

Schinderhanns hatte sich bisher an keinem Raube persönlich beantheiligt, und war dem Versprechen getreu geblieben, das er desfalls seinem Schwiegervater gethan hatte, der nicht aufhörte, ihn von seinem schändlichen Wandel abzumahnen. Nur eine einzige Ausnahme hatte er sich erlaubt, da ihn seine blutdürstige Rachsucht gegen die Juden hinriß, einen derselben, der unvorsichtig genug sich in den Sohnwald wagte, berauben und morden zu helfen. Jetzt erneuerte er, von seinem Schwiegervater dringend hierzu aufgefodert, seinen Eyd, und versprach sogar seinen Haß gegen die gehaßten Juden zu besiegen. Um seine künftige Nahrung war er etwas verlegen. Das viele

Geld, welches nach und nach als Ausbeute seines Raubs ihm durch die Hände gegangen war, hatte er theils verlebt, größtentheils aber wieder an Dürftige verschenkt, und der ganze Rest seiner Habschaft bestand in einem geringen Vorrathe kleiner Waaren, den er, als er über den Rhein zurück ging, zu R.. bey Frankfurt hatte stehen lassen. Mit diesem wollte er und seine Geliebte, mit welcher er sich bey erster günstiger Gelegenheit priesterlich trauen zu lassen versprach, den Handel als wandernder Krämer fortsetzen, und im Falle dies nicht gehen wollte, dann wollte er sich unter irgend ein Militair Deutschlands anwerben lassen. Die beyden Kameraden, welche bey ihm im Sohnwalde zurückgeblieben waren, äußerten — obgleich vielleicht mit wenigerem Ernste — gleichen Vorsatz, und nach einigen Tagen zogen dieselben, sämtlich von ihren Weibern begleitet, über den Rhein.

Zwey Tage vor ihrer Abreise wären dieselben beynahe der französischen Justiz in die Hände gefallen, und eben das beschleunigte ihre Reise über den Rhein, da sie hierdurch vollständig überzeugt wurden, daß keine Sicherheit in den jenseitigen Gegenden, selbst im verborgenen unwirthschaftlichen Sohnwalde mehr für sie sey. Unter den Brüdern der Geliebten des Schinderhanns war der Dritte ein gallichter, jachzorniger Junge, der Bicklern mit bitterm, unversöhnlichem Hasse haßte. Seitdem Schinderhanns nicht mehr der ge-

fürchtete Räuberhauptmann war, der über ein kleines Heer furchtbarer Menschen gebot, hatte derselbe diesen Haß, den er sonst mühsam unterdrückte, bey jeder Gelegenheit offen geäußert. Es war zu mancherley unartigen Auftritten zwischen ihm und Vicklern gekommen, welche lezterer übrigens nicht sehr achtete, da er seinem Feinde an körperlichen Kräften überlegen war, und hierdurch sowohl als durch den Beystand seines Schwiegervaters, der immer Vicklers Parthey nahm, denselben im Respekt hielt.

Jetzt hatte aber dieser junge Mensch bey seiner Schwester über Vicklern die Fülle seines Hasses in einer Fluth von Schimpfworten ergossen, in welche er gegen diesen und sie selbst ausbrach. Da diese ihren Geliebten vertheidigte, und Schmähungen mit Schmähungen vergalt, so kam es hierüber unter beyden zu Schlägen, bey denen natürlicherweise Vicklers Geliebte als der schwächere Theil sehr den kürzern zog. Ihr Schreyen zog Vicklern herbey, der mit einem seiner Kameraden sich in der Nähe befand, und beyde prügelten den streitsüchtigen tüchtig durch. Ergrimmt bis zur Wut über diese Mißhandlung eilte derselben nach Kreuznach, und zeigte dem dortigen Friedensrichter den Aufenthalt des Schinderhanns an. Von ihm angeführt erschienen am andern Morgen die Gensd'armen, und nur mit der äußersten Mühe gelang es Vickler und seinen Kameraden, den-

selben zu entgehen, und sich in einem hohlen Baume zu verbergen, in welchem sie zwey Tage lang verborgen blieben, bis Vicklers Schwiegervater sie benachrichtigte, daß die Gefahr vorüber sey, und die Polizeywache zurückgekehrt wäre. — Der Bruder der Geliebte des Vicklers, der alle Ursache hatte, sich nach dieser mißlungenen Verrätherey nicht mehr vor Sinderhanns sehen zu lassen, entfloh mit der Polizeywache und eilte nach Frankfurt, um dort sich unter die kaiserlichen Truppen anwerben zu lassen.

Dorthin wanderten nun auch Schinderhanns mit seinen Gefährten und ihren Weibern. Zum Unglücke für diese stießen sie in der Gegend von Höchst auf einige Mainzer Husaren, welchen sie auf einem Seitenwege zu entgehen suchten. Sie lagerten des Abends auf einer Mühle zwey Stunden von Frankfurt. Wären sie an demselben Tage noch in diese Stadt gegangen, so wäre wahrscheinlich ihre Verhaftung noch jetzt nicht erfolgt, und es gehört unter die augenscheinlichen Fügungen des Himmels, daß die Furcht vor den Husaren sie von dem graden Wege abbrachte, auf welchem sie gemächlich noch vor Abend Frankfurt erreicht haben würden. Auf den andern Morgen war von den Kur- und Oberrheinischen Kreisen ein allgemeiner Streifzug bestimmt, die Mühle, in der sich Schinderhanns befand, ward von einer Streifparthie durchsucht, und die verdächtigen Reisenden, die keinen Paß aufzeigen konnten, arretirt.

Schinderhanns, der wohl wußte, daß er es in keinem Falle auf irgend eine Untersuchung ankommen lassen durfte, gab an, daß sie vom jenseitigen Rheinufer herübergereiset seyen, um sich bey dem kaiserlichen Werbekommando in Frankfurt anwerben zu lassen, an welches dieselben sofort, da sie blos verdächtig waren, abgeliefert wurden.

Als Bickler in das Werbhaus eintrat, fiel sein erster Blick auf den entflohenen Bruder seiner Geliebten, der sich bereits als Rekrut daselbst befand. Dieser hatte nicht sobald die neuangekommenen erkannt, als er dem Werbekommando den Fang entdeckte. Schinderhanns ward hierauf mit seinen beyden Konsorten gefesselt, und dem Magistrate übergeben, von welchem sie nach desfalls mit dem Regierungskommissaire zu Mainz gepflogener Kommunikation nach Mainz abgeliefert wurden, wo sie jetzt von einem hierzu konstituirten Militairgerichte ihr Urtheil erwarten.

Bickler ist ein wohlgebauter, junger Mann von einigen zwanzig Jahren. Sein nervigter Körperbau zeigt von der ihm eignen Stärke. In seinem Gesichte widerspricht ein gewisser Zug von Schwermuth der Jovialität, die noch überall sichtbar leserlich ist. Er hat nicht das wilde Aussehen seines Standes, und niemand würde in ihm den berüchtigten Anführer der Räuber und Mörder erkennen. Die ihm natürliche Gutherzigkeit ist über sein ganzes Wesen verbreitet. Seine Kleidung ist

schön und sogar modern, sein Anstand ordentlich, nicht bäurisch. Auch im Gefängnisse verläßt ihn die ihm eigne Munterkeit nicht; in den Unterredungen, die er mit den häufig ihn besuchenden Fremden, unter denen sich einigemal Personen von hohem Range befanden, in Gegenward eines öffentlichen Beamten hält, zeigt er Bescheidenheit und Verstand. Er äußert nicht die geringste Besorgniß wegen der Zukunft, und ergiebt sich mit Standhaftigkeit und Ruhe der Seele in sein Schicksal. Offen und ohne Umschweife beantwortet er seinen Richtern jede Frage, und erzählt mit Freymüthigkeit seinen ganzen Wandel. Mit Recht sagt er dabey, daß blos das Schicksal und eine Kette von ungünstigen Umständen ihn auf die Bahn geworfen habe, auf der er jetzt im Gefängnisse stille stehe.

Der Erbschleicher.

Die M—schen Landesgesetze bestimmen in Hinsicht des Vermögens, welches ein aus seinem Wohnorte abwesender zurück gelassen hat, oder welches ihm während seiner Abwesenheit zugefallen ist, daß solches unter obrigkeitlicher Aufsicht vormundschaftlich verwaltet, im fünf und zwanzigsten Jahre der Abwesenheit aber auf der Erben Anstehen der Abwesende öffentlich vorgeladen werde. Wenn derselbe alsdann nicht erscheint, dann überkommen dessen Erben das Vermögen gegen eine zu stellende Kaution, und müssen zwar, wenn der Abwesende innerhalb der nächst darauf folgenden fünf und zwanzig Jahre zurückkehrt, demselben solches wieder ausliefern, die Nutzungen und Früchte aber, welche sie in dieser Zwischenzeit von demselben gezogen, werden demselben nicht zurückgegeben, sondern bleiben den Erben. Erst im funfzigsten Jahre der Abwesenheit wird der Verschollene für wirklich todt gehalten, und dann erst

geht das volle Eigenthum seines Rücklasses an die Erben desselben über, welche bis dahin dasselbe nur unzinslich besitzen.

Im Jahre 1764. reisten Michel Pultar und Johann Hof aus ihrem Geburtsorte R... weg. Sie waren ein paar flüchtige Jungen von sechszehn bis achtzehn Jahren, ihre Eltern waren Schiffleute gewesen, und sie selbst in diesem Stande aufgezogen worden. Vor ein paar Wochen hatten beyde ihre Väter an einer in der Gegend herrschenden ansteckenden Krankheit verloren, und da sie von denselben ein beträchtliches Vermögen geerbt hatten, das nun unter die strenge Verwaltung von ein paar geizigen Vormündern kam, so ward ihnen ihr Geburtsort und die Gegend zu enge, und da sie sich nebst dem noch fürchteten, in dem damaligen Kriege als Soldaten gezogen zu werden, so entfernten sie sich heimlich und schifften rheinabwärts nach Amsterdam. Von dort aus schrieben sie nach einigen Wochen ihren Verwandten und Vormündern, meldeten ihnen ihren Aufenthalt, und daß sie Sinnes wären, ihr Glück auf dem Meere zu versuchen und als Matrosen auf einem Schiffe der ostindischen Kompagnie-Schiffe Dienste genommen hätten, mit welchem sie ehstens nach Batavia absegeln würden.

Es vergingen nun mehrere Jahre, ehe man in R... einige Nachricht von den beyden Avan-

turiers erhielt. Nach etwa zehen Jahren schrieb Pultar; er hatte sich in Batavia niedergelassen, wo er durch eine Heurath mit einer Kreolinn eine Art von Glück gemacht hatte, und berichtete jetzt seinem Bruder zu R... seine Verhältnisse, dem er zugleich einige Geschenke für ihn und seine übrigen Geschwister schickte. In diesem Schreiben bezog sich Pultar auf vorherige Briefe, welche er nach Hause geschrieben, die aber seine Verwandten nie empfangen hatten. Er schrieb in der Folge noch verschiedenemal und endlich blieben Briefe und Nachrichten von ihm ganz aus.

Von Hof hörte man in R... gar nichts. Es hatte sich zwar einst die Nachricht verbreitet, er wäre von dem Schiffe, mit welchem er nach Batavia fahren wollte, ins Wasser gefallen und ertrunken, aber niemand konnte über diese Sage Gewißheit verschaffen, noch den Grund derselben angeben; es blieb also blose Sage. Auch Pultar hatte einst geschrieben, „daß er wohl für immer in Batavia bleiben werde, so wenig es ihm auch dort gefiele, und so sehr er sich nach seinem Vaterlande zurücksehne, weil die Strapazen einer Seereise, und vorzüglich der unglückliche Fall seines Freundes Hof ins Wasser ihm eine ungeheure, nie mehr zu besiegende Furcht vor diesem Elemente eingejagt habe." Dies schien nun allerdings jene erstere Nachricht zu bestätigen, welche ein bettelnder Ma-

trose in Umlauf gebracht haben sollte, aber es war damit wenigstens noch kein gerichtlich hinlänglicher Beweis gewonnen, um dessen zurückgelassene Erbschaft in Empfang nehmen zu können.

Als Hof schon über fünf und zwanzig Jahre abwesend war, und daher die Erben desselben sein Vermögen nach den Landesgesetzen gegen Kaution zur Nutzniesung hätten erhalten können, säumten sie gleichwohl immer noch, bey den Gerichten hierum anzustehen, weil sie durch Pultarn mit leichter Mühe einen Todesschein zu erhalten hoften. Es war ihnen lästig, Kautien zu stellen und gleichwohl auch nach deren Stellung über den ständigen Besitz der Erbschaft nicht versichert zu seyn, einige derselben waren überdem nicht einmal im Stande, die erfoderliche Sicherheit aufzubringen, und keiner von ihnen kannte die Entfernung von Batavia, die Schwierigkeiten des Briefwechsels dahin und die Beschwerlichkeit, die es für Pultarn haben mußte, den Todesschein eines Menschen zu erhalten, von dem man nicht einmal wußte, ob derselbe und wo er ertrunken sey. Auf das Schreiben, welches die Hofischen Erben an Pultarn desfalls erließen, erfolgte keine Antwort; sie säumten nicht, von Zeit zu Zeit neue an denselben zu erlassen, welche gleichfalls ohne Antwort blieben, und so verstrichen noch fünf Jahre, ohne daß die Erben irgend einen Genuß des Vermögens des Abwesenden, wohl aber manche Ko-

sten für das Porto ihrer unzweckmäßigen Briefschreiberey hatten. Das Vermögen des Abwesenden, daß bey seiner Abwesenheit in ohngefähr acht tausend Gulden bestanden hatte, ward noch immer vormundschaftlich verwaltet, und war bereits über sechzehn tausend Gulden angewachsen.

Da die Erben des abwesenden Johann Hof nie von Pultarn auf ihre vielfältigen Briefe Antwort erhielten, so brach ihnen doch endlich die Geduld, und sie fanden, daß es doch besser sey, die Nutzungen des Vermögens selbst zu ziehen, als solche zu der Masse anwachsen zu lassen, welche doch immer mancherley Zufällen unterworfen war. Sie bereiteten sich daher eben vor, ihre Ansprüche desfalls ehestens bey den Gerichten geltend zu machen, als mit einemmale ihre ganze Hofnung unterbrochen ward.

Es rückte nämlich im Jahre 1795. ein kaiserliches Kavallerieregiment, das zuvor einige Zeit weiter abwärts am Rheine gelegen hatte, in die Gegend von R... und eine Abtheilung desselben erhielt seine Quartiere in diesem Orte selbst angewiesen. Gleich am zweyten Tage nach der Ankunft dieses Regiments bekam indessen dasselbe gegen alles Vermuthen den Befehl, noch am nämlichen Tage aufzubrechen, und gegen den Feind vorzurücken. Ein Kürassier dieses Regiments fiel unvermuthet kurz vor dem Abmarsche seinem Wir-

the, Ignaz Hof, um den Hals, liebkoste ihn weinend und gab sich für seinen so lange schon abwesenden Bruder Johann an. Ignaz fand sich bald durch die Thränen und Liebkosungen desselben überzeugt, und eilte die Familie zusammenzurufen. Zum Unglücke war von derselben grade niemand im Dorfe anwesend, als eine Schwester, welche sich eben so leicht überzeugte, daß der gegenwärtige Soldat ihr so lange vermißter Bruder sey. Beyde erboten sich sogleich, zu dem Obristen des Regiments zu gehen, und den Abschied ihres Bruders zu erwirken, er möge auch kosten, was er wolle, welches dagegen dieser auf das dringendste verbat. Er habe, sagte er, nach vielem überstandnem Unglücke vor drey Jahren bey einem Infanterieregimente Dienste genommen, sey, weil er im Rausche sich gegen seinen Offizier aufgelehnt, gezwungen gewesen, von diesem Regimente zu desertiren, um dem Tode, der auf diesen Subordinationsfehler unausbleiblich folge, zu entgehen; und habe dann bey diesem Kavallerieregimente unter einem fremden Namen Dienste genommen. Die Verwendung der Hofischen Geschwister um den Abschied würde ihn verrathen, und einem gewissen Tode zuführen. Sie möchten also, bat er sie, mit ihrer Verwendung einhalten, er wolle schon sehen, wie er von seinem Regimente loskomme, und bitte seine Geschwister um nichts, als um etwa Geld. Es wurden daher in der Eile einige Louisdor's für denselben auf-

gebracht, tausend Segungswünsche begleiteten den Abziehenden, der wenige Minuten darauf mit seinem Regimente abmarschirte.

Einige Monate nachher, als die Armee nach der berühmten Erstürmung der Mainzer Linien die Winterquartiere bezog, erschien bey den Hofischen Geschwistern zu N... ein Brief, Johann Hof unterschrieben, dessen Schreiber sie flehentlich bat, ihm etwas Geld zu seiner Unterstützung zu schicken. Die redlichen, gutmüthigen Leute schossen sogleich sechs Louisdor's zusammen, welche sie einem Einwohner eines benachbarten Städtchens, der eben nach Frankfurt reiste, ohnfern welcher Stadt Hofs Regiment lag, zur Besorgung an denselben übergaben.

So blieb es nun einige Jahre ruhig; die Hofischen Geschwister hörten nichts mehr von ihrem Bruder, sie glaubten, derselbe sey in einer der vielen Aktionen, an denen dieser menschenfressende Krieg so reich war, geblieben, und bedauerten denselben herzlich; eben so sehr aber schmerzte es sie, daß sie nun noch weniger als zuvor im Stande waren, dessen zurückgelassenes Vermögen zu erhalten, weil derselbe jetzt nicht mehr als verschollen angesehen werden konnte, da er eben erst sich gemeldet hatte, und noch weniger dessen Todesschein nach gesetzlicher Erforderniß beygebracht werden

konnte, weil er sich einen andern Namen beygelegt hatte.

Im Jahre 1799. erschien indessen derselbe wieder. Er war von den kaiserlichen Truppen desertirt und hatte bey einem vaterländischen Regimente Dienste genommen, bey welchem er nun abermal einen andern Namen angenommen hatte. Dies entschuldigte er damit, weil die M—schen Lande mit dem Oestreichischen Hause Kartel hatten, und also von beyderseits keine Soldaten, welche einem oder dem andern entlaufen sind, in Militairdienste aufgenommen werden durften, sondern vielmehr lediglich ausgeliefert werden mußten. Er war mit seiner Kompagnie in R... wieder einquartirt, und eines seiner ersten Geschäfte war, sich den Hofischen Verwandten darzustellen. Die ganze Familie versammlete sich und bewillkommte herzlich den Ankömmling. Dieser erzählte eine Menge der sonderbarsten Abentheuer, welche er bestanden, wie er an eine Schwarze verheurathet gewesen und ein beträchtliches Vermögen gesammelt habe, aber um beydes gekommen sey, weil eine ungeheure Schlange seine Frau aufgefressen und deren Verwandte ihm sein Vermögen wieder genommen hätten, und schloß damit, daß er jetzt seinen Abschied suchen und sich im Preussischen seßhaft machen wolle, weil er auf den dortigen Seidenfabriken am leichtesten Arbeit finden

könne, denn er habe bey seinem Aufenthalte in Indien das Seidenwirken erlernt.

Der Erzähler ließ sich wenig auf die Familien- und örtlichen Verhältnisse ein, doch kannte er die Männer aller Glieder der Familie, und daß er sie nicht gleich von Angesicht erkannte, daran war wohl die Länge der Zeit, welche manche wesentliche Veränderungen bey denselben hervorgebracht hatte, die Ursache. Auch er hatte sich nach dem Zeugnisse aller so sehr verändert, das er ihnen durchaus unkenntlich geworden war. Gleichwohl zweifelte keiner derselben, daß er wirklich der so lange abwesende Johann Hof sey, so manche Blösen er auch gab, wenn von Familienverhältnissen die Rede kam, welches er mit einem Mangel am Gedächtnisse entschuldigte, das ein Sonnenstich im heißen Klima Asiens ihm geschwächt habe. Selbst die alte jetzt achtzigjährige Mutter, welche nach der Abreise dieses Sohns nochmals geheurathet hatte und nun zum zweytenmale Wittwe geworden war, ward endlich überzeugt, daß der gegenwärtige Soldat wirklich ihr so lange abwesender Sohn Johann sey, obgleich sie am längsten gezweifelt hatte, weil ihr derselbe zu jung schien, da ihr abwesender Sohn jetzt schon einige und funfzig Jahre alt seyn mußte, und der gegenwärtige mit demselben gar keine Aehnlichkeit in der Gestalt hatte, deren sie sich noch recht gut erinnerte.

So war es an dem, daß derselbe jetzt schon auf seine täglich wiederholten Foderungen das bisher vormundschaftlich verwaltete Vermögen ausgeliefert erhielt. Der Vormund nahm jedoch Anstand, solches für sich allein und ohne obrigkeitliche Erlaubniß auszuliefern. Er befragte sich daher bey dem Beamten und erhielt von diesem die Weisung, dem Soldaten bey Strafe eignen Ersatzes keinen Heller eher von diesem Vermögen zu überliefern, bis dieser sich zuvor bey der Obrigkeit gehörig legitimirt haben werde. Diesem wollte zwar dieser Befehl anfangs nicht behagen, doch erklärte er, daß er solchen sehr vorsichtig und rechtlich finde und daß er sich sogleich legitimiren und um den Empfang seines Vermögens melden werde.

Dies unterließ er jedoch und da kurz darauf das Regiment die Gegend verließ, so ging auch diesmal wieder seine Foderung ohne Erfolg vorüber. Ernstlicher wiederholte derselbe jedoch solche im folgenden Jahre. Während des langen Waffenstillstandes kam er in Urlaub nach R... Er foderte jetzt sein Vermögen bey dem Amte, und da alle Hofische Geschwister und Verwandte ihn für ihren Bruder Johann gerichtlich anerkannten, so nahm der Beamte keinen Anstand, ihm dasselbe ausliefern zu lassen. Das Vermögen bestand in Gütern, ausgeliehenen Kapitalien und nur wenigem vorräthigen baaren Gelde, weil das eingehende baare Geld gleich wieder als verzinsliches

Kapital von der Vormundschaft angelegt zu werden pflegte. Er fing damit an, die Kapitalien aufzukündigen und die Güter zum Verkaufe auszubieten. Zugleich suchte er um seinen Abschied vom Regimente an, der ihm nicht wohl versagt werden konnte, weil er die Administration seines beträchtlichen Vermögens nun selbst übernommen hatte, und jetzt vorgab, daß er sich im Lande seßhaft machen wollte. Er erhielt daher sogleich von seinem Hauptmanne eine Verlängerung seines Urlaubs auf unbestimmte Zeit und die Versicherung, daß sein Abschied ehstens erfolgen werde.

Während der Zeit, als er denselben erwartete, fuhr er einst mit zweyen seiner Brüder in eine benachbarte Stadt, wohin diese ihre Frucht zum Verkaufe zu bringen pflegten. Da diese Stadt an der preussischen Grenze lag, so ward solche häufig von preussischen Offizieren besucht, welche zu ihrem Vergnügen aus der Nachbarschaft dahin herüber zu kommen pflegten. Auch jetzt waren mehrere derselben und unter diesen der Husarenrittmeister von B.... hereingeritten, welcher sich von zwey Husaren begleiten lassen, die unserm Erbnehmer auf der Straße begegneten. „Was T... Wolfer, in welcher Uniform steckst du?“ redeten dieselben ihn an, nachdem sie ihn eine Weile betrachtet hatten. — Dieser läugnete, die Husaren zu kennen, welche dagegen ihrerseits behaupteten, ihn recht gut zu kennen, er heiße Ernst Wolfer, sey

aus Berlin gebürtig, und vor acht Jahren von ihrem Regimente, bey welchem er zwölf Jahre gedient habe, desertirt. Es that unserm Avanturier Noth, sich von denselben loszumachen und zu entkommen. Dies half ihm indessen nicht viel, denn nach sechs Tagen erschien ein Korporal mit drey Mann von dem Regimente, bey welchem er jetzt diente, in R... nnd führten ihn gefangen zu dem Regimente. Es war nämlich bey diesem ein preussischer Husarenoffizier angekommen, welcher ihn als Deserteur zurückfoderte, und da die M.... Truppen auch mit den preussischen Kartel hatten, so mußte auf diese Requisition unser Held abgeholt und die Sache untersucht werden.

Dieser stak jetzt fürchterlich in der Klemme. Zwar konnte man nicht viel dagegen haben, daß er, wie er bereits eingestanden hatte, sich einen falschen Namen gegeben hatte, aber er ward nun befragt, warum er dies gethan habe. Die Ursache, welche er gegen die Hofischen Geschwister desfalls angegeben hatte, konnte er hier nicht angehen, weil er sonst, sobald er sich als einen Kaiserlichen Deserteur angab, vermöge des bestehenden Kartels an die Kaiserlichen ausgeliefert werden mußte. Schon bey dieser Frage blieb er daher im Verhöre stecken. Er versuchte zwar, sich durch einige Lügen heraus zu helfen; diese geriethen ihm aber so schlecht, daß er sogleich der Unwahrheit dieser Angaben überzeugt ward. Da er nun die Fassung

vollends verlor, so ward er sehr leicht überzeugt, daß er wirklich unter dem preussischen Husarenregimente gedient habe und von demselben desertirt sey.

Er gestand jetzt, daß er Johann Wolfer heiße, eines Häfners Sohn und aus Berlin gebürtig sey, daß er, als er von den preussischen Husaren desertirt, unter den Kaiserlichen Truppen Dienste genommen, und mit diesen zuerst in das Ort R.... gekommen sey, wo er von seiner Schlafstelle aus die Unterredung der Hofischen Erben wegen der Erbschaft ihres abwesenden Bruders mit angehört habe, und dadurch zu der Spekulation veranlaßt worden sey, welche er so glücklich ausgeführt hatte. Er hatte von dieser Zeit an sich bemüht, die nöthigen Familienkenntnisse zu erhalten, und sich mit den Verhältnissen des Abwesenden bekannt zu machen, zu welchem Zwecke er bey andern Einwohnern des Orts sich auf eine schickliche Art genau erkundiget hatte, und nachdem er sich zugleich noch überzeugt hatte, daß keiner der Hofischen Verwandten den abwesenden, wenn er auch selbst wieder zurückkommen würde, erkennen würde, so nahm er sich vor, die Rolle desselben zu spielen. Er hatte anfänglich nur die Absicht, von den Verwandten einiges Geld zu erhalten, und es fiel ihm nicht ein, sich der ganzen Erbschaft des Abwesenden bemeistern zu wollen, als ihm aber dieses über

alle Erwartung gelang, so nahm er sich vor, diese Gelegenheit so gut zu benutzen als möglich, und die Sache so weit zu treiben, als es geben wollte. Sein Plan war, die Erbschaft zu versilbern, die Kapitalien einzutreiben und dann mit denselben nach Ungarn zu wandern, wo er unter einem fremden Namen die Früchte seiner Spekulation ruhig und sicher genießen zu können hoffte.

Bey dieser Untersuchung fand sich zugleich, daß Wolfer jenes Geld, welches die Hofischen Erben ihm einige Jahre zuvor, als er noch unter den Kaiserlichen Truppen stand, geschickt hatten, nicht erhalten, und daß der Bothe, der ihm solches überliefern sollte, — ein Spekulant andrer Art, — ihm hierinn zuvorgekommen war, und solches für sich unterschlagen hatte.

Mit der Erbschaft selbst war er, seitdem er solche ausgeliefert erhalten, sehr wirthschaftlich umgegangen, und es fehlten an derselben im ganzen kaum sechszig Gulden, welche er immittelst zu seinen Bedürfnissen verwendet hatte.

Wolfer ward nun an die Preussischen Truppen ausgeliefert, von denen er wegen seiner Desertion und der jetzt mißlungenen Spekulation Prügel genug erhielt. — Die Erbschaft ward wieder unter vormundschaftliche Verwaltung gestellt.

Kurz nach diesem Vorgange erschien auch wieder Michel Pultar in R..... Er kehrte so arm zurück, als er weggegangen war. Mancherley Unglücksfälle hatten ihm seinen Erwerb in Batavia wieder entrissen und sein Glück zernichtet, Krankheiten sein Weib und Kinder weggeraft; es war ihm kaum so viel übrig geblieben, um nach Europa zurückzukehren, und in seinem Geburtsorte R... bey seinem dort zurückgelassenen Vermögen das Glück zu suchen, welches er in einem fremden Welttheile vergebens zu finden sich bemühet hatte. — Er bezeugte nicht nur, daß Johann Hof gleich auf der ersten Reise nach Batavia vom Schiffe in das Meer gefallen und ertrunken sey, sondern gab auch dessen Verwandten die Wege an, welche sie einzuschlagen hätten, um aus Amsterdam desfalls einen legalen Todesschein zu erhalten, welchen sie auch ohne viele Weiterungen erhielten, und wodurch sie endlich den unwiderruflichen Besitz der Erbschaft gerichtlich erhielten.

Ende des zweiten Theils.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spiess, Christian Heinrich,

Kriminalgeschichten voller Abentheuer und Wunder und doch streng der Wahrheit getreu Nachlaß

Bd.: Zweyter Theil

1803

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.2525(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11828051-4